

CHRISTIAN KNIEPS

Unbeschwert  
und frei



# Unbeschwert und frei

Roman

von

Christian Knieps

© Alle Rechte beim Autor

Feedback ist erwünscht - als Rezension oder per Mail an  
[christian@christianknieps.net](mailto:christian@christianknieps.net)

[www.christianknieps.net](http://www.christianknieps.net)

## Erstes Buch

»Das Leben war anders. Einfacher. Was nicht heißt, dass wir weniger glücklich waren als die Menschen heute. Es war einfach anders«, erklärte mir mein Großvater und suchte mit seinem Blick Halt im Nirgendwo.

Wir saßen zusammen bei einem Kaffee an einem düster behangenen Nachmittag, und ich befragte meinen Großvater nach seiner Jugend, die er zu einem großen Teil noch vor dem Zweiten Weltkrieg verbracht hatte. Ich kannte bereits viele seiner Geschichten, mehr ausschnittsweise als zusammen in einem fließenden Kontext. Als ich ihn dann fragte, ob ich ihn darüber interviewen dürfte, war es mir gleich im ersten Moment, als kehrte er unmittelbar in diese Zeit seiner Jugend zurück – in eine Zeit, die so anders zu sein schien, obwohl zwischen den beiden Zeitpunkten nur zwei Generationen lagen. Ob es ihm recht war, in diese Zeit zurückzukehren, fragte ich ihn, und seine etwas lapidare Antwort war, dass nur das Erinnern helfen würde.

\*\*\*

Mein Großvater wurde elf Tage nach seiner Geburt auf den Namen Josef Schneider getauft. Anfang der 1930er Jahre war es in der tiefsten Eifel nicht unüblich, dass die Gebärenden und die Geburtshelfer nicht genau wussten, welches Datum gerade war. Da es jedoch eher unüblich war, dass man den Geburtstag feierte, sondern einer der Namenstage ausgesucht wurde, war das keine große Angelegenheit.

Bei der Anmeldung auf dem Amt wurde zurückgeschätzt, dass Josef – soweit es der Vater noch in Erinnerung hatte – vor vierzehn Tagen geboren worden war, und da gerade der neunte März war, wurde der Geburtstag meines Großvaters auf den fünfundzwanzigsten Februar 1930 festgelegt.

Welchen geringen Stellenwert der Geburtstag gegenüber dem Namenstag in der Zeit hatte, als mein Großvater aufwuchs, und wie es sich heutzutage verhält, scheint aus neutralem Blick kaum vereinbar. Wenn man sich nur einmal vorstellt, wie sehr die Kinder heutzutage ihrem Geburtstag entgegenfiebern, finde ich es erstaunlich, wie schnell diese Veränderung geschah. Sicherlich hat das Feiern des Geburtstags vor allem mit dem anwachsenden Kommerz zu tun, der sich um diesen rein persönlichen Feiertag aufgebaut hat. Es ist ja auch nicht so, als wären die Namenstage früher keine Feiertage gewesen, doch konnte sich mein Großvater daran erinnern, dass man allenfalls etwas Selbstgestricktes oder einen selbstgemachten Pudding bekam, wenn man einmal im Jahr dran war. Dass etwas für denjenigen, der Geburtstag hatte, extra gekauft wurde, das gab es schlichtweg nicht, und mein Großvater kannte auch niemanden, dem etwas an seinem Namenstag gekauft worden wäre.

Nur zur Taufe schien er etwas von der Familie geschenkt bekommen zu haben, doch daran vermochte er sich nicht mehr so genau zu erinnern. Sein Vater, der ebenfalls Josef Schneider hieß, gab bei der Zeremonie seinen Erstgeborenen aus seiner in die Hand des Priesters und sah mit an, wie dem kleinen Josef das Weihwasser über den Kopf geträufelt wurde. Dabei soll der kleine Spross nicht geschrien haben, was ihn von seinen nachfolgenden Geschwistern unterschied, die allesamt Rotz und Wasser geheult haben sollen.

Diese kleinen Anekdoten, die vielleicht auch kleine Legenden waren, erzählte mir mein Großvater mit einem Schmunzeln auf den Lippen, einem verschmitzten Schmunzeln, denn er wusste, dass ihm niemand diese Worte würde widerlegen können – nicht ihm, dem Erstgeborenen. Als Erstgeborener in einer Eifler Bauernfamilie, der dazu noch männlich war, hatte man einen besonderen Status. Da die Eltern einen kleinen Bauernhof betrieben – mehr zum Eigenbedarf als zum Verkauf – war es von Anfang an klar, dass mein Großvater der Erbe dieses Hofes sein würde. An diesem Umstand bestand zu keiner Zeit irgendein Zweifel. Von niemandem.

Insbesondere für den Vater meines Großvaters bestand keinerlei Zweifel, da für ihn diese Traditionen gottgegeben und damit unumstößlich waren. Man zweifelte als gläubiger Christ auf dem Lande die althergebrachten Gepflogenheiten in keiner Weise an, denn sie hätten wohl nicht solange überlebt, wenn sie nicht sinnvoll waren. Dieser Argumentation seitens meines Urgroßvaters war wenig entgegenzusetzen, und außerdem war er nicht die Art von Mensch, die sich über solche Dinge allzu viele Gedanken machte. Und noch weniger Worte verlor er darüber. Josef Schneider – ich füge an dieser Stelle, um die beiden auseinanderzuhalten, der Ältere, ein –, also Josef Schneider, der Ältere, war ein schweigsamer, aber ungemein umtriebiger Mensch. Ob er seine Frau liebte, ob sie ihn liebte, wie die Beziehung zwischen den beiden war – das schien in dem kleinen Städtchen in der Eifel niemanden so recht zu interessieren. Sie heirateten, lebten zusammen, bekamen Nachwuchs, stritten sich nicht in der Öffentlichkeit, wo man sie allerdings auch nur allzu selten zusammen sah. Da Josef Schneider, der Ältere, kein Mensch war, der gerne durch die Straßen flanierte, musste sich Maria Schneider, geborene Müller, wohl oder übel daran anpassen und flanierte ebenso wenig in den Straßen des Städtchens umher.

\*\*\*

»Wie war denn deine Mutter gewesen?«, fragte ich meinen Großvater.

»Wie soll sie gewesen sein?«, fragte er zurück, erstaunt über diese Frage, die für mich eine der natürlichsten war. Ich empfinde es als normal, diese Frage an andere Menschen zu richten.

»Nun ja«, gab ich zurück. »War sie eine liebevolle Mutter, konnte sie gut zuhören, hast du sie gemocht, kamt ihr gut miteinander klar?«

Diese Fragen mussten ihn aus seinem Konzept gebracht zu haben, denn er schien mit seinen Gedanken an einem ganz anderen Ort gewesen zu sein. Dabei war mir schon öfters aufgefallen, dass er recht viel von seinem Vater sprach, aber nur sehr wenig von seiner Mutter, meiner Urgroßmutter, die ich weder kennen gelernt noch von Erzählungen her genauer kannte.

»Wie war sie? Still, würde ich sagen!«, kam als kurze Antwort zurück.

»Still? Was meinst du mit still?«

»Na, sie sagte nicht sehr viel. Wir taten halt. Hatten ja auch genug zu tun über den Tag!«

»Das heißt, sie führte den Haushalt und sprach nicht sehr viel?«

»Ja! Im Grunde kannst du es so sagen!«

»Du hattest also keine so gute Beziehung zu deiner Mutter?«

»Ich liebe meine Mutter!«

Das war eine Antwort, die ich in diesem Fall nicht erwartet hatte! Mein Großvater betonte, dass er seine verstorbene Mutter nicht nur geliebt hatte, sondern immer noch liebte! Dies war einer der wenigen Momente in meinem Erleben meines Großvaters, der mich vollständig überraschen konnte. Und wie er mich überraschte! Ich fragte mich, ob ich meine Eltern auch über deren Tod hinaus lieben werde, und kam nach einer kurzen Einschätzung zu der Erkenntnis, dass die Liebe wohl nie enden wird, sollte nichts Schlimmes eintreten.

Ich sah in seinem Gesicht, wie er über diese kurze Unterhaltung und über seine Mutter nachdachte, wie er versuchte, für sich selbst einen Zugang zu der Liebe zu seiner Mutter zu finden, den er vielleicht seit längerem nicht mehr in dieser Form gesucht hatte. Vielleicht das letzte Mal, als sie gestorben war, etwas vor meiner Geburt, sodass ich nichts über die Beziehung der beiden zueinander wusste.

\*\*\*

Maria Schneider war, wie ich noch erfahren sollte, eine herzliche, aber auch disziplinierte Frau, die nichts, aber auch rein gar nichts auf ihre Familie kommen ließ, dessen sie sich nicht erwehren konnte. Ich erfuhr aus verschiedenen anderen Quellen, dass sie mit ihrer Ehe im Großen und Ganzen glücklich gewesen war, da sie zwar einen schweigsamen und nicht sehr liebevollen, dafür aber grundsoliden und arbeitsamen Ehemann ergattert hatte, der nicht trank und sein Geld auch nicht für andere unnütze Dinge ausgab.

Nein, Josef Schneider, der Ältere, fragte zumeist, wenn er etwas ausgab, ob sich die Familie diese Ausgabe leisten konnte. Oft bekam er deswegen von seiner Frau den Kopf gewaschen, denn es waren schon alltägliche Dinge wie Kleidungskauf oder etwas zu essen, doch im Grunde konnte Maria kaum glücklicher sein, insbesondere, da sie sah, welche Männer ihre beiden Schwestern

abbekommen hatten. Während der eine jeden Abend sturzbetrunken nach Hause kam, und ihre Schwester nur darauf hoffte, dass es genug Alkohol war, sodass er niemanden im Haus verprügelte, wettete der andere in irgendwelchen Kneipen auf abstruse Spiele und verlor regelmäßig sein spärliches Gehalt noch bevor die Familie etwas zu essen gekauft hatte. Wie oft Maria ihren Schwestern mit etwas zu essen aushelfen musste, vermochte niemand mehr zu sagen, doch alle beschrieben sie als hilfsbereit und der ganzen Familie stark verbunden.

So sorgte sie sich um alles, was rund um die Familie anstand. Sie war der heimliche Anführer zu Hause, und Josef Schneider, der Ältere, ließ sie gewähren, da er wusste, dass es für die Familie das Beste war. Er selbst trieb sich den ganzen Tag draußen herum, bestellte die kleinen Felder der Familie, sammelte im Wald Nüsse, Pilze und Beeren, erntete Heu oder schnitt den Rasen, fütterte die Tiere auf dem kleinen Hof, und wenn er einmal nichts zu tun hatte, fand man ihn oft an dem kleinen Bachlauf, der hinter seinem Haus in vollkommener Ruhe seine Bahnen zog, wo er seine Gedanken schweifen ließ, einen Luxus, den ich mir in der heutigen Zeit nicht vorstellen kann.

\*\*\*

Das verbindende und zudem stabilisierende Element ihrer Ehe waren die fünf Kinder, die sie zusammen bekamen. Eigentlich sollten es sieben sein, aber die Zweitgeborene, Maria, starb gleich am ersten Tag nach ihrer Geburt, und das dritte Kind kam bereits tot auf die Welt, sodass es keinen Namen bekam. Das wäre in dieser Zeit ebenso unüblich wie Kaiserschnitte oder Geburten gewesen, die nicht zu Hause stattfanden.

Erst das vierte Kind, Peter, sollte wieder überleben und ihm folgten drei weitere kerngesunde: erst zwei Mädchen, und als alle – auch Maria und ihr Mann – dachten, dass das Kinderkriegen mit den Vieren, Josef, Peter, Anita und Käthe abgeschlossen sei, kam Klaus wie aus heiterem Himmel als späte Storchenlieferung dazu. Käthe war bereits fünf, als Klaus geboren wurde, und nicht jeder freute sich über diesen unerwarteten Nachzügler, denn als er auf die Welt kam, befand sich Deutschland in den letzten Zügen des Zweiten Weltkriegs. Das war 1943, und Josef Schneider, der Ältere, war wenige Monate zuvor an die Front gerufen worden; doch dazu später mehr.

\*\*\*

Bleiben wir aber vorerst einmal bei der Ehe zwischen Josef Schneider, dem Älteren, und Maria, seiner Frau. Beide erblickten zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts das Licht der Welt – Josef im Jahr 1900, Maria ein Jahr später. Als Josef sechzehn wurde, hatte die Schlacht um Verdun gerade

begonnen, und auch in der tiefsten Eifel gab es – gerade aufgrund der Frankreichnähe – einige, die sich für den Kriegsdienst rekrutieren ließen.

Josef, der Ältere, dachte ebenfalls darüber nach, insbesondere, weil sich zwei seiner besten Freunde freiwillig gemeldet hatten und ihn dazu drängten, mit ihnen in den Krieg gegen den Völkerfeind zu ziehen. Doch Josef zögerte, wog das Leben in der Eifel gegen das Leben als Soldat ab und wollte im Grunde seines Herzens lieber zu Hause bleiben. Er kämpfte mit sich selbst und seinen Gedanken und fürchtete vor allem seinen Vater, der ihn wohl in den Krieg schicken würde – allein um der Familienehre wegen.

Doch dann geschah das Unglaubliche, denn Josef, der Ältere, bekam unerwartete Unterstützung von seinem Vater, der im zweiten Jahr des Deutsch-Französischen Krieges geboren worden war und seither in Frieden gelebt hatte. Wenige Worte zwischen den beiden reichten aus, um die Situation ein für alle Mal zu klären. Und wie recht die beiden mit ihrer Entscheidung haben sollten, zeigte sich, als die Nachricht durch die kleine Stadt lief, dass die beiden Freunde nicht aus Frankreich zurückkommen, sondern für immer mit ihren toten Körpern im Nachbarland verbleiben würden.

Die Zeit nach diesen schrecklichen Nachrichten war für Josef, den Älteren, eine harte Zeit, und je mehr er darüber nachdachte, ob seine Entscheidung denn auch die richtige gewesen war, desto mehr kam ihm abstruserweise in den Kopf, dass es richtiger gewesen wäre, wenn er neben seinen Freunden auf dem Schlachtfeld vor Verdun elendig und im tiefen Morast steckend verreckt wäre. Wie er auf diesen Gedanken kam, wusste niemand – und noch viel weniger verstand ihn jemand – , und sein Vater hatte seine liebe Mühe und Not, den Sohn davon abzubringen, im darauffolgenden Kriegsjahr in die Armee einzutreten.

\*\*\*

»Wie kamst du mit deinen Geschwistern klar?«, wollte ich von meinem Großvater wissen.

»Ganz gut. Ich war aber auch der Älteste! Da ist es manchmal schwerer, aber meistens einfacher!« antwortete mein Großvater mit seinem Schmunzeln.

»Gab es keine Rivalitäten zwischen dir und deinem kleinen Bruder Peter?«

»Rivalitäten? Nein! Vielleicht von seiner Seite aus! Aber das wäre ja normal, wenn der Jüngere versucht, den Älteren zu übertrumpfen! Und das hat er schon ein paar Mal geschafft! Aber dass es eine richtige Rivalität gegeben hätte, das kann ich nicht behaupten. Wofür auch? Ich meine, früher war das Leben auch ein anderes als heute.«

»Inwiefern?«

»Es war nicht ganz so voller Freizeit, würde ich sagen! Wenn ich sehe, wie viele Stunden die Kinder heute nach der Schule freihaben, dann muss ich sagen, dass wir zwar weniger zur Schule gegangen sind, aber davor und danach noch auf das Feld oder in den Wald mussten, damit das Essen auch auf dem Tisch stand. Wenn wir uns nach der Schule ausgeruht hätten, weiß ich nicht, ob wir satt geworden wären! Es war einfach eine andere Zeit!«

»Dafür fehlte es an Maschinen!«, meinte ich und sah das Nicken meines Großvaters.

»Das ist sicherlich ein Grund. Wenn ich daran denke, wie lange wir mit Schaufel und Spaten brauchten, um ein kleines Feld umzugraben! Und wenn ich heute daran denke, wie viel Hektar eine einzelne Großmaschine in der gleichen Zeit umpflügt, dann grenzt das schon an ein Wunder! Früher war jede helfende Hand pures Gold wert! Als wir zehn wurden, gingen wir jeden Tag - bis auf Sonntags - raus zum Arbeiten. Trotz alledem oder vielleicht gerade deswegen waren wir weniger im Zwiespalt, was wir mit unserer Zeit anfangen sollten.«

\*\*\*

Die Familie meiner Großeltern besaß in der näheren Umgebung ein größeres und zwei kleinere Felder, dazu etwas Wald. Es war selbstverständlich – und es gab auch keinerlei Diskussionen –, dass mein Großvater, sobald er kräftig genug war, mit auf dem Feld half, die Saat auszusäen und die Ernte einzufahren. Es gab im Frühjahr, nach der Schneeschmelze bis zum ersten Neuschnee, meist im Dezember, jeden Tag, außer Sonntag, etwas zu tun. Ob es die Erde umgraben, säen, hegen und pflegen, ernten, jäten, sammeln oder beschneiden war – man konnte nie zu viel tun, sondern im Grunde war es immer zu wenig - oder maximal ausreichend.

Eines Tages – mein Großvater sagte, dass er sechs Jahre alt gewesen sei – war er zusammen mit seinem Vater und seinem Onkel auf dem Weg in den Wald, um Pilze und Bucheckern zu sammeln. Den Tag über war es trocken gewesen und es drohten Waldbrände aufgrund der großen Dürre auszubrechen. Zum Glück waren die Familienwälder verschont geblieben, doch schon der nächste Brand konnte auch einen dieser Wälder vernichten.

Mein Großvater ging also mit seinem Vater und seinem Onkel in den Wald, um den Korb zu füllen. Schritt für Schritt wurde es schwerer, sich durch das Dickicht zu kämpfen, doch der Onkel schien genau zu wissen, wo die guten Ernteplätze für Pilze waren.

So manches Mal blieb mein Großvater mit seinen Beinen in irgendwelchen Bodenranken oder an kleinen Ästen hängen, und mehrfach landete er mit dem Gesicht voran auf dem Waldboden. Da in diesem Alter jedoch die Kinder kaum etwas so richtig verschrecken kann, rappelte er sich immer wieder auf und lief den beiden Erwachsenen hinterher.

So wenig, wie deren Eltern auf die Heranwachsenden gewartet hatten, warteten auch die beiden Erwachsenen nicht auf den Jungen, der sichtlich kämpfen musste, um den Anschluss nicht zu verpassen. Aber auf der anderen Seite war es auch eine Herausforderung für den jungen Josef, bei der er sich vor seinem Vater und seinem Onkel beweisen konnte. Dieses Gefühl, unter den Männern für seine Taten akzeptiert zu sein, war für Jungs seines Alters das Allergrößte.

Doch an diesem Tag sollte es sich begeben, dass er den Anschluss an die beiden verlor. Als er die Männer durch einen umgestürzten Baumstumpf aus den Augen verlor, mühte er sich, um diesen herumzukommen, doch als es ihm gelang, waren die beiden nicht mehr zu sehen. In meinem Großvater keimte eine Angst auf, die unermesslich groß war, obwohl er von diesem Ort genauestens wusste, wie er nach Hause kam. Aber es ging nicht um das Nach-Hause-Finden, sondern das Eingestehenmüssen, dass er noch nicht alt genug war, um mit den Erwachsenen in den Wald zu gehen.

Erschrocken und gleichzeitig fuchsteufelswild suchte er in alle Richtungen nach einer Bewegung, erklimmte eine kleine Anhöhe, von der er hoffte, mehr zu sehen und sah – niemanden. Keinen Vater, keinen Onkel, dafür aber ein riesiges Feld voller Pilze, die unter einem riesigen Baum im feuchten Schatten wuchsen.

Plötzlich schien sich das Blatt gewendet zu haben, denn selbst wenn er alleine nach Hause kam, so konnte doch niemand etwas gegen einen vollen Korb mit Pilzen einwenden. Und eine Aussage in der Richtung, dass der Junge noch nicht alt genug sei, mit in den Wald zu gehen, war dann ebenso wenig zu erwarten.

Mit diesem Gedanken stürzte er voran und begann, die Pilze so fachgerecht, wie es ihm nur möglich war, vom Boden zu lösen. Wie einfach und schwer zugleich diese Pilzsuche war, hatte ihm sein Vater im Jahr zuvor beigebracht, und nicht wenige Pilze mussten unter dem Halbwissen des Jungen leiden.

Dennoch reichte die Ernte an dieser Stelle im Wald aus, um den Korb fast vollständig zu füllen, und als er sich umblickte, sah er immer noch nichts von seinen Begleitern. Mit frohem Mut zog er nun durch den Wald bergab, Richtung Feldweg und kam dabei an dem Baumstumpf vorbei, an dem er seinen Vater und seinen Onkel verloren hatte. Auch wenn er nicht daran glaubte, dass die beiden ihn dort suchten, so hoffte er wenigstens, dass beide stolz auf ihn sein würden, wenn er ihnen seine Ausbeute präsentieren würde.

Der Weg zurück, den Hang hinab und mit vollem Korb, war noch viel schwerer zu meistern als der Weg nach oben. Andauernd musste er mehr als nur sein eigenes Gewicht austarieren. Endlich heil auf dem Weg angekommen, ging er nach Hause und piffte durch seine lückenhaften Milchzähne das einzige Lied, das er zu dieser Zeit auswendig pfeifen konnte.

Er wurde nicht schlecht von den Nachbarn bestaunt, als er mit dem Korb voller Pilze durch die Straßen nach Hause zog, und als er dort ankam, waren weder der Vater noch der Onkel zurückgekehrt. Nur kurz machte sich mein Großvater darüber Gedanken, ob die beiden ihn vielleicht im Wald suchten, doch dann trat er ins Haus und überreichte seiner Mutter den ersten selbst gesammelten Pilzkorb.

\*\*\*

»Und die beiden haben gar nicht nach dir gesucht?«, fragte ich meinen Großvater ungläubig, als er mit seiner Geschichte geendet hatte.

»Nein, warum denn auch?«

»Na, weil du vielleicht irgendwo im Wald gestürzt bist und dich dabei verletzt hast!«

»Dann hätte ich ja wohl nach meinem Vater geschrien! Nein, ich denke, die beiden wussten genau, dass ich auch ohne sie nach Hause finden würde! Kann auch sein, dass sie dachten, dass es mir zu schwer geworden ist und ich zurückgekehrt bin! Aber das ist jetzt auch müßig zu spekulieren!«

Ich konnte diese Geschichte kaum fassen. Irgendwie hatte ich das seltsame Gefühl, dass das nicht wahr sein konnte. Warum sollten ein Vater und ein Onkel den Sohn und Neffen alleine im Wald zurücklassen? Ich stellte mir vor, wie mich mein Vater im Alter von fünf oder sechs Jahren mit in den Wald nahm und mich dort einfach zurückließ. Das hätte er niemals gemacht! Und selbst wenn er mich verloren hätte, wäre er mich solange suchen gegangen, bis er mich wiederfand!

»Irgendwas geht doch in deinem Kopf vor!«, sagte mein Großvater plötzlich, und ich schaute ihn entgeistert an.

»Ich komme nicht darüber hinweg, dass dich beide im Wald alleine gelassen haben. Ich versuche mir gerade vorzustellen, wie mein Vater mich im Wald zurücklässt – das kann ich mir nicht mal ansatzweise vorstellen!«

»Das war zu meiner Zeit anders!«

»Ich merke es!«

»Aber auf eine andere Art anders, als du dir das jetzt vorstellst!«

»Wie meinst du das?«

»Du stellst dir wahrscheinlich gerade vor, dass mein Vater ein Grobian war, einer, der sich nicht für seinen Sohn interessiert hat, nur weil er ihn im Wald nicht dauernd im Auge gehabt hat!«

»Kann man so sehen!«

»Aber du musst dir vor Augen halten, dass wir uns damals viel besser in unserer Gegend auskannten! Ich kann dir versichern, dass ich mit sechs genau wusste, wo unsere Felder und Wälder lagen! Weil ich dauernd dort war. Und den Verkehr von heute gab es damals auch nicht. Mal davon

abgesehen, dass ich über die Feld- und Wirtschaftswege auch bis nach Hause hätte laufen können. Das kannst du nicht mit der heutigen Zeit oder deinem Vater vergleichen! Das mag es dir schwermachen, dir das vorzustellen!«

»Du hast Recht! Irgendwie kann ich mir das gerade mal gar nicht vorstellen!«

»Das liegt daran, dass sich so viel so rasend schnell verändert hat! Ich habe noch Bilder aus den dreißiger Jahren im Kopf, da fuhren in unserem Städtchen vor allem Pferdegespanne auf den Straßen herum. Es war auch nichts Ungewöhnliches, dass mal eine lange Zeit überhaupt kein Auto vorbeikam – besonders nicht, wenn es Winter und damit eiskalt wurde. Dann sind die meisten auf das verlässliche Pferd oder den Esel umgestiegen, weil diese die Wagen noch durch tiefen Schnee und Matsch ziehen konnten. Die Autos von damals wären im Morast versunken! Befestigte Straßen gab es bei uns nicht.«

»Wenn man sich vorstellt, dass du in einer Zeit groß geworden bist, in der es nur wenige Autos gab, ist das schon merkwürdig!«

»Das sind die Veränderungen während eines Lebens!«

»Dann hast du von dem Beginn deines Lebens bis heute so viele Veränderungen erlebt, dass das fast unglaublich klingt!«

»Ist es auch!«, meinte mein Großvater und schien in Gedanken zu versinken. »Ist es auch! Und ob alle gut sind, mag ich zu bezweifeln. Keine Frage, viele der Annehmlichkeiten möchte ich heute nicht mehr missen, aber ob die permanente Verfügbarkeit Fluch oder Segen ist, möchte ich nicht beantworten müssen!«

\*\*\*

Dass meine Heimatstadt einmal einen Eisenbahnverkehr hatte, konnte ich am stillgelegten Bahnhof und den vereinzelt Schienenstrecken sehen, die noch in der Landschaft rund um die Stadt im Boden lagen.

Ich selbst bin nie mit dem Zug gefahren, doch mein Großvater war ein leidenschaftlicher Zugfahrer, der es genoss, wenn seine Eltern einen Ausflug planten – am liebsten mit dem Zug. Wie glücklich war er gewesen und wie schnell ging die Woche vorbei, wenn er zu Beginn wusste, dass die Familie einen Ausflug machen wollte, am Sonntag, einfach raus.

So eine Fahrt mit dem Zug war allerdings eine kostspielige Sache, besonders für eine Familie, deren Einkommen vor allem daraus bestand, die Überproduktion aus der eigenen Landwirtschaft zu verkaufen. Da waren Sonderwünsche und solche Ausflüge das absolut Schönste, dass sich die beiden Jungs Josef und Peter ausmalen konnten.

Jedes Mal, wenn der Sonntag kam und der Kirchgang sowie das Mittagessen vorbei waren, bat Josef seine Eltern, schon mal an den Bahnhof vorlaufen zu dürfen, um die Einfahrt des Stahlkolosses mit ansehen zu können. Meistens wurde ihm sein Wunsch gewährt, denn zu Hause hatten die Jungs vor allem Unsinn im Kopf, und so nahm der Kleine beide Beine in die Hand und lief mit klopfendem Herzen ans andere Ende der Stadt.

Dort angekommen, kletterte er auf eine Mauer, über die er zu einem weiteren Mauervorsprung gelangte, auf den er sich setzen konnte. Von dort, aus erhöhter Position, konnte er zumindest soweit blicken, dass er nicht nur die Strecke bis zur nächsten Schienenkurve, sondern sogar dahinter hinaus zu sehen vermochte. Wie an vielen anderen Sonntagen war er nicht der einzige Junge auf dieser Anhöhe, und man musste sich seinen Platz erkämpfen und auch gegen andere verteidigen.

Da sich das kleine Städtchen in ein leichtes Tal einschmiegte und von beiden Seiten von Hügeln in seiner Sicht begrenzt wurde, sah Josef den Zug das erste Mal, wenn er zwischen den Hügeln auftauchte. Zunächst erkannte er den aufsteigenden Dampf der Lok, die vom Heizer kräftig befeuert wurde, ehe er dann, zwei, drei Minuten später, tatsächlich die Lok zu sehen bekam, wie sie sich langsam über die Ebene schob.

Diese Einfahrt der Lok in das kleine Tal und in den Bahnhof war das Größte für den Jungen, der sich in jenen Jahren nichts sehnlicher wünschte, als einmal eines Tages eine solche Dampflok fahren zu dürfen.

Das große Glück für meinen Großvater war darüber hinaus aber noch ein anderer Umstand: das kleine Städtchen war der Endpunkt der Verbindungsstrecke, die in den Achtziger Jahren des Neunzehnten Jahrhunderts bis hierher errichtet worden war. Das bedeutete, dass die Lok, die eben noch in die eine Richtung fuhr, nur in die andere Richtung zurückfahren konnte. Daher gab es ein ausgeklügeltes Weichensystem hinter dem Bahnhof, und Josef beobachtete jeden einzelnen Handgriff der Eisenbahner beim Abhängen der Zugmaschine, um die Fahrtrichtung zu ändern.

Dieser Vorgang dauerte nur einige wenige Minuten. Sobald die Trennung vollzogen war, bekam der Lokführer ein Zeichen, öffnete den Dampfahnen ein wenig und mit einem gewaltigen Satz ruckelte sich die Lok alleine voran und ließ die zuvor nachgezogenen Waggons auf den Schienen stehen.

Sogleich gingen die Bahner daran, die Weichen umzustellen, und Josef beobachtete, wie die Lok auf ein anderes Gleis gestellt wurde, um dort auf einen anderen Zug zu warten. Die abgestellten Waggons hingegen wurden an eine andere, schon im Vorhinein bereitgestellte Lok gehangen, die in die andere Richtung zeigte, um den Weg durch das Ahrtal zurückzufahren.

Was von den Bahnern gar nicht gerne gesehen wurde, waren Fahrgäste, die sich während des Ab- und Andockens in den Waggons befanden – und da es die Endstation war, sollten im Grunde auch

keine Fahrgäste mehr an Bord sein. Doch wie fast jedes Mal, wenn sich mein Großvater das Ab- und Andocken der Züge ansah, schlichen sich ältere Jungs auf den hintersten Waggon, um sich von der aufprallenden Lok durchschütteln zu lassen. Es gab kaum ein Ereignis, dem er stärker entgegenfieberte als diesem Moment, in dem die Jungs versuchten, gegen den Druck der Lok das Gleichgewicht zu halten.

Später war er selber Teil der Gruppe, die sich in die Waggons schlich, um den Jüngeren ihren Wagemut zu beweisen.

\*\*\*

»Gab es eigentlich Ärger, wenn du mal erwischt wurdest?«

»Ich wurde nicht erwischt! Ich wurde niemals erwischt!«, wiederholte mein Großvater sogar seine Aussage, was meine Nachfrage nur noch forcierte.

»Du wurdest also nie entdeckt?«

»Nein, nie!«

Noch hielt er stand, doch ich spürte, dass er nicht die Wahrheit sprach. Die Frage bestand nun darin, ob ich es darauf anlegen wollte, die Wahrheit aus ihm raus zu kitzeln, und wenn ja, wie ich es anstellen wollte. Denn dass er ein sturer Kopf war, der seine Meinung nur sehr selten änderte, wusste ich nicht erst seit gestern.

»Du willst mir also sagen, dass du nie dabei erwischt wurdest, wie du von einem Waggon gesprungen bist, obwohl sich in dem Waggon niemand mehr befinden sollte?«

»Genau das sagte ich eben doch!«, harschte er mich an, ohne es wirklich ernst zu meinen.

»Ich denke, dass wir für heute das Gespräch beenden sollten!«, meinte ich trocken.

»Warum?! Ich habe doch gerade erst Fahrt aufgenommen! Da gibt es noch so viel zu erzählen!«

»Das mag ja alles sein, Großvater! Deine Geschichten sind auch alle spannend für mich! Aber ich glaube auch, dass du oft genug etwas dazu dichtet, was nicht so gewesen ist!«

»Ich dichte nichts hinzu!«

Nun schien er seinen Unmut ernster zu meinen.

»Egal. Ich finde, wir sollten für heute Schluss machen!«

»Wie du meinst!«

Aus leichtem Ernst war plötzlich Trotz geworden. Wie bei einem Kleinkind. Man sagt nicht umsonst, dass alte Männer wieder zu Kleinkindern werden. Wenn ich mir ansehe, wie oft mein Großvater bei meiner Großmutter etwas zu ergattern versucht und dabei einen Trick aus seiner Kindheit anwendet, dann wundert es mich, dass ihn meine Großmutter überhaupt noch ertragen will.

»Ich finde, dass du ruhig ganz ehrlich sein kannst. Du brauchst nichts zu beschönigen!«

»Ich beschönige nichts! Alles, wie ich es dir erzähle, ist so passiert!«

»Bestimmt!«

Das war wohl zu viel für den Moment. Denn nun wurde aus dem Trotz, mit dem ich umgehen konnte, ein Groll, den ich unbedingt vermeiden musste. Zumindest in dem Stadium der Gespräche, in dem wir uns gerade befanden.

»Ich nehme das letzte zurück. Schau, Großvater, es geht mir nicht darum, dich als Helden deiner Geschichten darzustellen, sondern deine Geschichten als Teil von dir. Von dir selbst.«

»Wieso?«

»Weil ich denke, dass ich dich kenne, aber mir nicht sicher bin, ob ich dich wirklich kenne.«

»Ich bin dein Großvater! Warum solltest du mich nicht kennen?«

»Weil ich glaube, dass ich dich als Großvater kenne – und verzeih mir bitte, als alten Mann. Aber Menschen verändern sich stark, wenn sie älter werden. Deswegen möchte ich versuchen, dich kennenzulernen, als du noch jünger warst.«

»Und was soll dir das bringen?«

»Das weiß ich noch nicht so genau!«

»Das weißt du noch nicht so genau?!«

»So ist es, Großvater. Es ist wie eine Reise, bei der man zwar den Startpunkt, aber nicht das Ende der Reise kennt. Aber das braucht man oft auch nicht zu kennen, denn dann geht man die kleinen, die täglichen Schritte viel wohlbedachter, weil man nie sicher sein kann, dass man auch sein Ziel erreicht.«

Ungläubiges Staunen über meine Worte. Ich hingegen war mit meiner Erklärung durchaus zufrieden.

»Ich finde, manchmal suchst du in deinen Worten zu viel Sinn und vergisst, dass diese Worte auch nur aus der wirklichen Welt kommen!«, erwiderte mein Großvater nach einer Weile, und ich hätte nie gedacht, solche Worte jemals von ihm zu hören. Denn ich sah in meinem Großvater bisher niemanden, der sich die Welt über Reflexionen begreifbar machte. Ich schien mich getäuscht zu haben.

\*\*\*

Erst als ich nach Hause kam, meine Tasche in die Ecke und mich selbst auf die Couch schmiss, merkte ich, wie wichtig es war, diesen Erzählbruch gefordert und auch vollzogen zu haben. Für einen Tag waren es genug Informationen gewesen, denn ich hatte nicht nur die Aufgabe, das Erzählte in eine ordentliche Struktur zu bringen, sondern auch die richtigen Fragen zu stellen, um

das freizulegen, was ich an meinem Großvater freilegen wollte: den jungen Mann hinter den Geschichten.

Im Grunde war ich ohne einen konkreten Plan in diese Interviews gegangen. Ich hatte mir gedacht, dass es nicht so schwer sein konnte, bereits Erzähltes und Erfahrenes erneut abzufragen, aufzuzeichnen und in eine sinnvolle Struktur zu gießen. Doch jetzt, nach nur einer Sitzung, war ich ernüchtert. Es war viel mehr Struktur nötig, als ich mir ausgemalt hatte.

Das Hauptthema lag wohl daran, dass ein Mensch, wenn er aus alten Zeiten erzählt, niemals von sich aus chronologisch erzählt. Was aber passiert, wenn der Erzählende versucht, einen Zusammenhang klar zu machen, dieser aber dem Zuhörenden aufgrund der fehlenden Chronologie gar nicht zugänglich sein kann? Doch wie sollte ich meinem Großvater das klarmachen? Natürlich würde er verstehen, dass ich nicht dabei war, als er seine Geschichten alle erlebt hat. Natürlich verstand er mich, wenn ich nachfrage und erkläre, dass ich die Zusammenhänge nicht verstehe! Aber wie kann man Zusammenhänge verstehen, von denen man keine Ahnung hat, dass es sie überhaupt gibt? Wie also soll man sein Gespür, seine Antennen ausrichten, wenn man nicht weiß, in welche Richtung?

Ich musste mir einen Plan zurechtlegen, wie ich nicht nur die Familienverhältnisse für mich ordnen konnte, sondern auch das Erzählte, denn mir war klar, dass ich ansonsten eine Unmenge an bruchstückhaften Ausschnitten erhalten würde, ohne den Zusammenhang – und noch viel weniger den Menschen dahinter zu sehen.

\*\*\*

»Würdest du sagen, dass du eine glückliche Kindheit verbracht hast?«, fragte ich meinen Großvater einige Tage später, als wir uns für eine zweite Fragerunde zusammengefunden hatten.

»Hast du die Frage nicht schon gestellt?«

»Ja, so in der Art. Aber da ging es mehr allgemein darum, ob das Leben damals glücklich war oder nicht. Jetzt geht es mir mehr darum, ob du in deiner Kindheit glücklich gewesen bist.«

»Bist du in deiner Kindheit glücklich gewesen?«, fragte er zurück, und ich musste kurz in mich gehen, um eine passende Antwort zu finden. Denn auch wenn ich Gegenfragen oft unangemessen und ausweichend finde, hatte ich an diesem Punkt sicherlich nicht das Recht, meinen Großvater in seiner Unterhaltungsführung zurechtzuweisen.

»Die meiste Zeit war meine Kindheit glücklich, würde ich sagen!«, versuchte ich eine Gesamtaussage.

»Siehst du. So ähnlich wäre meine Antwort auch ausgefallen. Im Großen und Ganzen glücklich. Bis zum Krieg natürlich!«

»Und warum hast du meine Antwort erst abgewartet, bevor du antwortest?«

»Weil er das gerne so macht!«, meinte plötzlich meine Großmutter, die an der Arbeitstheke stand und einen Apfel klein schnitt.

»Und warum?«

»Ich meine ja immer, dass er damit neunmalklug überkommen will! Aber seine Meinung ist bestimmt eine andere!«, lächelte sie mich an, ehe sie sich wieder dem Apfel widmete.

»Du siehst das natürlich anders, oder?!«, wandte ich mich meinem Großvater zu.

»Natürlich!«, meinte er nur und schien kein sonderliches Interesse an dem Spiel zu haben. Also überlegte ich mir eine neue Frage.

»Eine glückliche Kindheit ist ja meistens von irgendwelchen tollen Spielen geprägt. Das Spiel mit der Eisenbahn hast du mir ja schon erzählt. Was gab's denn noch, was du gespielt hast?«

»Schwanzbinden!«, meinte er trocken.

»Josef!«, kam es unmittelbar scharf von meiner Großmutter.

»Was denn?! Der Junge ist doch allemal alt genug, als dass ich das sagen darf!«

»Ja, aber musst du davon erzählen? Du weißt doch, wie sehr ich das gehasst habe!«

»Ich habe es dafür umso mehr geliebt!«, raunte er mir rüber, und ich sah im Augenwinkel, dass meine Großmutter das Geraune nicht verstanden hatte.

»Wer flüstert, der lügt!«, sagte sie, legte das gebrauchte Messerchen in die Spüle und verließ mit dem geschnittenen Apfel die Küche, sodass mein Großvater und ich nun alleine waren.

»Was ist denn Schwanzbinden?«

»Was könnte es denn sein?«

»Nun ja, einen Schwanz binden? Irgendetwas binden. Vielleicht ist es eine Schnur, die man Schwanz nennt oder...«

»Nein, ganz falsch!«

»Sagst du mir denn, was es ist?«

»Es ist eigentlich ganz einfach: es ist das Anbinden des Schwanzes einer Kuh auf der Weide. Mit Stieren war es um Längen gefährlicher, aber auch schon die Kühe konnten gut zutreten, wenn man nicht aufgepasst hat!«

»Und das war dein Lieblingsspiel?«

»Bist du etwa schockiert?«

»Irgendwie schon! Ich würde nie auf die Idee kommen, einer Kuh den Schwanz anzubinden!«, meinte ich.

»Es mag sein, dass ich heute als Jugendlicher auch nicht mehr darauf kommen würde, aber wenn ich darüber nachdenke, was du in deiner Jugend alles gemacht hast – wir kannten die ganzen Sachen ja nicht einmal. Am Ende suchten wir uns Spiele in unserer Umgebung und das Schwanzbinden

hatte alles, was für Jungs interessant war: Spannung, Überwindung, Mut, Spaß. Und bestenfalls ist man vom Bauern nicht erwischt worden!«

»Es waren also gar nicht eure Kühe?«

»Warum sollten wir uns eigene Kühe nehmen? Das wäre doch viel zu langweilig gewesen! Vor den Bauern fortlaufen, war auch etwas, das gefährlich und spannend zugleich war. Nur, wenn sie unsere Tiere gebunden hatten, war ich sauer.«

»Das hat dich aber nicht davon abgehalten, dass bei Tieren von anderen zu machen?«, wollte ich wissen und ahnte die Antwort.

\*\*\*

Ich hatte schon früher von meinem Großvater erfahren, dass wir einige Weideplätze, Wiesen und Waldstücke im Umland meiner Heimatstadt besaßen, doch wo genau diese lagen, war mir bis heute verborgen geblieben. Also drängte ich meinen Großvater dahin, dass er auf seinen gewohnten Mittagsschlaf verzichtete, um mit mir ein wenig durch den Wald und die umliegende Landschaft zu gehen.

Wir verließen das Haus meiner Großeltern kurz nach dem Mittagessen, gesättigt durch Mehlklöße, von denen ich hoffte, dass sie uns nicht wie Steine im Magen lagen, denn es ging gleich steil bergan, den Berg hinauf, der zwar kaum mehr als ein Hügel war, aber uns die Sicht auf das, was dahinter lag, dennoch versperrte. Schritt für Schritt arbeiteten wir uns einen schmalen, zu Beginn geteerten und späterhin mit Rollsplitt ausgefahrenen Weg hinauf, zur Spitze des Bergkamms. Dort oben angelangt, merkte ich, wie schwer es meinem Großvater fiel, Luft zu schnappen, und in dem einen Moment dachte ich sogar, dass ich ihn überanstrengt hatte, doch dann ging es wieder.

Wir sahen von unserer erhöhten Position in Richtung des Tals, und ich ließ mir erklären, was ich über meine Stadt zu wissen gedacht. Aber dabei entdeckte ich so viel Neues an Informationen, dass ich mehrfach verwundert sagte, dass ich das ja noch nie gehört hätte. Mein Großvater war weitaus weniger darüber verwundert, denn er sagte mir, dass das auch kaum noch einer wüsste, denn die meisten aus der Zeit wären entweder längst verstorben oder lebten in Altenheimen irgendwo anders.

Ich erfuhr, dass es dereinst einen oberirdischen Flusslauf des kleinen Stadtbaches gegeben hatte, mit Brücken und beiderseitiger Promenade – wenn man es denn so nennen möchte, bekam nacherzählt, wie ich mir das kleine Städtchen vorzustellen hatte, Anfang der dreißiger Jahre, die so ganz anders schienen als die heutige Zeit – wenn man meinem Großvater glaubte. Nicht nur, dass nun überall Autos zu sehen waren, nein, auch das Stadtbild selbst hatte sich dem wachsenden und sich veränderndem Verkehr angepasst, wurde immer schmaler, zugeschnittener auf die

Hauptstraße, die als Pulsader der kleinen Stadt galt. Wie an einen Schlauch pressten sich die Häuser an die Straße, und auch wenn ich mir kaum vorstellen konnte, dass das in den dreißiger Jahren nicht so gewesen war, versicherte mir mein Großvater, dass es damals mehr als nur eine Verkehrsader gegeben hatte.

Wir entrissen uns dem Bild der kleinen Stadt und gingen weiter. Dem Bergkamm folgend, gelangten wir auf die andere Seite des kleinen Hügels und suchten uns einen Weg durch das Dickicht, als wir plötzlich und ohne Vorwarnung auf eine Straße inmitten des Waldes trafen, die mein Großvater gesucht hatte. Wir traten darauf und ich blickte in beide Richtungen – weit und breit war keine Menschenseele zu sehen. Wenn an diesem Ort kein Weg durch den Wald geführt hätte, wäre ich mir nicht sicher gewesen, ob wir nicht bereits die Zivilisation verlassen hatten.

Es war nicht mehr sehr weit bis zu den Familienwiesen, auf denen früher das Vieh weidete. Heute standen die Wiesen in bunter Blumenpracht und auf die Frage hin, was mit den Wiesen aktuell betrieben würde, antwortete mein Großvater, dass ein Verwandter – der Sohn seines Bruders – daraus Heu für sein Vieh machen würde. Ich war nicht wenig erstaunt, dass wir noch wahre Landwirte in der Familie hatten, denn ich hatte immer gedacht, dass es mit der Aufgabe des familiären Bauernhofes damit vorbei gewesen sei. Doch dem schien nicht so, und mir fiel auf, dass ich zu einigen Familiensträngen wenig bis gar keinen Kontakt hatte.

Wir gingen an der Wiese vorbei, die auf der anderen Seite von einem kleinen Bachlauf begrenzt wurde, und indem wir den Weg weiter bergan gingen, gelangten wir an die Stellen, wo unser Familienwald anfang. Warum ich ausgerechnet dorthin wollte, um mir unsere Liegenschaften anzusehen, wusste ich in diesem Moment nicht mehr, doch als ich dort vor Ort war und neben den Bäumen stand, wunderte ich mich doch sehr über meinen Wunsch, denn ich konnte so gar nichts damit anfangen, dass ich nun neben einer Baumreihe stand, die unserer Familie gehörte. Was sollte ich damit anfangen? Hatte ich vielleicht gehofft, dass mein Großvater hier an diesem Ort eine Geschichte von früher erzählte? Oder dass er mir sagt, dass die Geschichte von seinem Vater und Onkel, als sie ihn im Wald verloren, hier passiert war? Ehrlich gesagt wusste ich nicht so genau, was ich hier suchte.

Diesen Widerstreit schien auch mein Großvater in meinem Gesicht ablesen zu können, denn er fragte mich, ob ich nun mit dem Ergebnis unserer Wanderschaft zufrieden sei. Ich fragte ihn, was er denn für ein Ergebnis meinte, und ich bekam die Antwort, dass ich ja sicherlich wegen der Geschichten in den Wald gekommen sei – wohl viel eher, als dass ich mich prinzipiell für Wald und Wiesen interessieren würde. Ich musste zugeben, dass mein Großvater durchaus recht hatte und konnte mich nur aus der Umklammerung der Argumente befreien, indem ich sagte, dass ich an den Ort wollte, wo die Geschichte mit dem Vater und dem Onkel passiert sei. Mein Großvater

blickte mich mit einem merkwürdigen Gesichtsausdruck an, hob seinen Arm und zeigte den Weg bergan.

Der Ort ist viel weiter da oben, meinte mein Großvater und mich durchzuckte es bei dem Gedanken, dass ich ihn, aber vor allem mich noch weiter durch den Wald gehen sah, weiter voran, tiefer in diese fremdartige Welt, die so gar nichts mit meiner heutigen Welt zu tun hatte.

Ich dankte meinem Großvater und sagte ihm, dass ich mir sehr gut vorstellen könnte, wie das passiert sei und hoffte inständig, dass der Ausflug auch für ihn ausreichend war. Tatsächlich ließ er davon ab und folgte mir mit einem Lächeln den Berg hinab Richtung Städtchen, dessen Stadtrand wir bald erreichten. Dort befand sich ein Rastplatz, auf den mein Großvater zusteuerte, ohne dass ich verstand, was er dort wollte. Aber als ich erkannte, dass er zu einer Wanderkarte ging und mich herbeiwinkte, war mir plötzlich klar, dass das der Moment werden würde, auf den ich die ganze Zeit gehofft hatte: in dem eine Erzählung aus längst vergangenen Zeiten erfolgte.

\*\*\*

»Hier an dem Punkt waren wir gerade!«, erklärte mein Großvater mit dem Finger auf der Karte, die hinter einer Plexiglasscheibe steckte. »Und das Waldstück, das du meinst, liegt viel weiter hier oben! Das wäre also noch ein gutes Stück gewesen!«

»Geht das die ganze Zeit so steil bergan?« wollte ich wissen, da meine Fähigkeit, Karten ordentlich zu lesen, nicht sehr ausgeprägt war.

»Nein, das hätte bald aufgehört! Wenn wir noch zehn Minuten bergan gegangen wären, hätten wir ein Plateau erreicht, dem wir erstmal eine Zeitlang folgen würden, ehe es sogar leicht bergab geht. Siehst du! Hier an dieser Stelle geht es leicht bergab, Richtung Tal, aber dann, die letzten Meter zum Waldstück geht es wieder steil bergan! So richtig steil! Dagegen waren die bisherigen Steigerungen die reinste Erholung! Was meinst du, wie es damals war, als wir noch mit den Pferden und Eseln diesen Weg hoch mussten, um die geschlagenen oder vom Sturm umgeknickten Bäume aus dem Wald zu ziehen? Das ist heute mit der ganzen Windentechnik so viel einfacher! Mach das mal mit einem Pferd – das meine ich ernst! Dann wirst du die heutige Technik umso mehr zu schätzen wissen!«

»Das glaube ich!«, war das einzige, was mir dazu einfiel.

»Meine Güte! Bis wir das Pferd in der Position hatte, dass es gleichzeitig ziehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, dass es einen Hang runterrutscht oder irgendwo hineintrat und sich irgendwas verdrehte oder gar brach. Das wäre das absolut Schlimmste gewesen, wenn sich bei einer solchen Aktion das Pferd etwas getan hätte! Dann wäre auf Monate hinweg die Arbeit umsonst gewesen, denn wenn es etwas Wertvolles in der Zeit gab, dann war es ein gutes Pferd!«

»Konntest du gut mit Pferden umgehen?«, fragte ich und versuchte mich daran zu erinnern, ob ich meinen Großvater jemals mit einem Pferd gesehen hatte.

»Ich konnte sogar so gut mit Pferden, dass mein Vater mir immer die großen Pferde an die Hand gab. Die, die immer ein wenig bockig waren, weil die so sanft in meiner Hand wurden. Ja, ich konnte gut mit Pferden umgehen – und kann es heute noch! Erst letztens bin ich an einer Weide vorbeigegangen und plötzlich kamen alle drei Pferde auf mich zugelaufen und ließen sich streicheln. Als der Besitzer das sah, kam er zu mir und sagte mir verwundert, dass das bei zwei der drei Pferde nicht ungewöhnlich sei, aber bei dem dritten umso erstaunlicher. Denn der Wallach wäre sonst immer so zurückhaltend.«

»Wie viele Pferde hattet ihr denn?«

»Wir hatten zusammen vier. Zwei besaß mein Vater, eins mein Onkel und eins hatten wir in Pflege, weil der Mann krank geworden war, dem das Pferd gehörte. Insgeheim war das zu meinem Pferd geworden!«

»Hatten die Pferde auch Namen?«

»Nein, eigentlich nicht. Wir haben sie immer den Braunen, den Schwarzbraunen, den Fleckigen genannt.«

»Hast du deinem Pferd einen Namen gegeben? Oder wie hast du es genannt?«

»Ich habe es immer den Bockigen genannt!«, meinte mein Großvater mit einem Lächeln auf den Lippen, und ich spürte, wie er mit seinen Gedanken ganz tief in seinen Erinnerungen war.

»Und warum hieß dein Pferd der Bockige?«

»Ganz einfach! Weil er immer dann bockig war, wenn jemand anders als ich versuchte, ihn anzufassen. Dann riss er die Augen ganz weit auf und drehte seine Flanke von dem Herannahenden weg – ganz so, als wollte er sagen, dass er ihm bloß vom Leib bleiben sollte.«

»Bist du denn auch mit deinem Bockigen ausgeritten?«

»Nein! Das waren keine Reitpferde! Die kamen aus Arbeitslinien und kannten das Reiten gar nicht. Ich bin mir nicht mal sicher, ob mich mein Pferd überhaupt auf dem Rücken geduldet hätte. Wahrscheinlich wäre ich runtergeworfen worden!«

Wir verharrten kurz in Gedanken. Während mein Großvater an den Bockigen zu denken schien, suchte ich nach weiteren Fragen, um ihn in seinen Erinnerungen zu beschäftigen.

»Die Pferde mussten doch auch versorgt werden, oder nicht?«, schoss mir aus dem Mund, ehe ich mir dachte, wie unsinnig diese Frage war.

»Wie du und ich!«, lächelte mein Großvater und schien über die Unsinnigkeit hinwegzusehen.

»Was haben die Pferde denn zu fressen bekommen?«

»Heu, Stroh, Hafer, Küchenabfälle! Alles, was es gerade gab! Die sind nicht so wählerisch, wie man immer meint! Die fressen auch schon gerne das, was vom Haushalt übrigbleibt!«

»Das heißt, die haben dann die Kartoffelschalen und den Strunk vom Salat bekommen!«

»So was in die Richtung. Am Ende haben wir die Pferde auch nicht sonderlich anders gefüttert als die paar Schweine, die wir auf dem Hof hatten. Und wenn ein Tier Hunger hatte, trieb der Hunger das Futter sowieso nach unten! Das war ja keine Zeit, in der man zwischen verschiedenen Futtersorten wählen konnte! Es gab das, was es gerade gab! Und was man gelagert hatte! Das war im späten Winter sicherlich was anderes als im frühen Herbst, wenn Erntezeit war.«

\*\*\*

Wir verließen den Rastplatz und näherten uns wieder den Häusern und damit dem Rand des kleinen Städtchens. Alles war modern ausgebaut und nichts mehr gab einen Hinweis auf die Zeit, die weniger als ein ganzes Menschenleben zurücklag. Plötzlich jedoch verließ mein Großvater den eingeschlagenen Weg, der uns zurück auf die Hauptstraße geführt hätte, und wir gingen gemeinsam einen kleinen Stich hinauf. Wir kamen um eine Kurve, hinter der eine weitere kurze Gerade lag, und als wir an deren Ende um die Kurve gingen, blieb mir mit einem Mal die Spucke weg, denn ich hatte vieles erwartet, aber keineswegs ein altes, zerfallenes Haus – ach, was sage ich! – mehr als eine zusammengestürzte Hütte war das nicht.

Wir gingen schweigend näher heran, und ich befürchtete, dass mein Großvater auf die Idee kommen könnte, in diese zerfallene Hütte eintreten zu wollen, doch dann blieb er davor stehen, drehte sich zu mir um und sagte, dass er früher als Kind hier sehr oft gewesen sei.

»Warum?«, wollte ich von ihm wissen.

»Weil ich nicht hier sein durfte! Es war verboten! Also sind Paul und ich wohl fast jeden freien Nachmittag hier gewesen – einfach, weil es verboten war!«

»Paul war dein Freund?«

»Bis er mit zwölf weggezogen ist! Und das mitten im Krieg! Wir haben eine Menge Blödsinn gemacht, das kann ich dir sagen!«

»Aber warum war es denn verboten, hierher zu dieser Hütte zu kommen?«

»Weil es hier spukte!«

»Hier spukte es?«

»Nein, nicht wirklich! Aber es hieß, dass die alte Hexe, die hier in der Hütte wohnte, magische Rituale abhalten würde! Manch einer von den Trunkenbolden wollte sie auch schon auf dem Besen gesehen haben, aber das glaubten wir alle nicht!«

»Aber Paul und du – ihr hattet keine Angst vor der alten Hexe?«

»Nein, warum sollten wir denn auch? Wir alle wussten, dass das Ammenmärchen waren...«

»Und trotzdem war es euch verboten, euch hier aufzuhalten! Also muss doch etwas dran gewesen sein! Ich meine, an den Geschichten!«

»Ob da was dran gewesen ist oder nicht, kann ich nicht mehr sagen! Alle sagten, dass die alte Emmi eine Hexe sei! Ob sie eine war – ich glaube es nicht. Denn außer, dass sie keine Zähne mehr im Mund hatte und uralt war, konnten wir uns nicht wirklich vorstellen, dass sie einem was zu leide tut!«

»Hat sie euch denn entdeckt, als ihr hier auf dem Platz vor dem Haus wart?«

»Wir waren doch nicht direkt auf dem Platz! Nein, da sind wir erst hingegangen, als klar war, dass Emmi gestorben war und niemand mehr in dem Haus wohnte!«

»Also habt ihr doch ein bisschen an eine mögliche Gefahr geglaubt?«

»Na ja, vielleicht ein bisschen! Aber wir waren ja auch erst sieben oder acht Jahre alt! Da ist die Grenze zwischen Spaß und Abenteuer noch sehr schwimmend! Aber wir haben mal richtig Ärger dafür bekommen, als wir von einem Nachbarn entdeckt wurden!«

»Euch hat hier jemand entdeckt?«, wunderte ich mich, denn diese Hütte lag soweit fern der Straßen, dass ich mir kaum vorstellen konnte, wie überhaupt jemand hier einen entdecken konnte.

»Nicht hier! Der Nachbar – Erich hieß er und war generell so ein vorwitziger Typ – er hat uns einfach gesehen, wie wir die Straße verließen und in den Weg hineingingen. Da haben wir uns ja schon regelmäßig in die Hose gemacht, weil wir uns vorstellten, wie es sein würde, wenn wir um die erste Kurve kommen und die alte Hexe steht dort und wartet schon auf uns.«

»Das habt ihr nicht ernsthaft geglaubt, oder? Eben meinst du noch...«

»Wir waren kleine Jungs! Da glaubt man viel mehr als du meinst! Wie ich das später gesehen habe, mag dann anders sein! Bei dir ist es noch nicht so lange her, dass du noch an den Nikolaus geglaubt hast!«

»Das habe ich doch schon nicht mehr, als ich fünf war!«

»Meinst du! Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, dass du mit acht immer noch dachtest, dass es den Nikolaus und das Christkind gibt! Also erzähl mir bloß nichts davon, dass du in dem Alter nicht an irgendwas geglaubt hast, was du dir vorstellen konntest! Paul und ich – wir konnten uns vorstellen, dass die alte Hexe uns erwartet, und jedes Mal waren wir froh, wenn wir die erste von zwei Kurven gemeistert hatten!«

»Aber es stand nicht die alte Hexe hinter der Biegung, sondern der Nachbar?!«

»Nein, nicht direkt hinter der Biegung! Er ist uns leise gefolgt und hat gewartet, bis wir uns so nahe an das Haus herangeschlichen hatten, dass wir mit ein, zwei Schritten auf dem Platz davor gewesen wären. Was meinst du, was wir für einen Schrecken bekommen haben, als er uns von hinten packte und wir losschrien!«

»Kam denn die alte Hexe aus dem Haus!«

»Nein, zum Glück nicht! Wahrscheinlich waren nicht nur ihre Zähne alle ausgefallen, sondern ihr Gehör spielte auch nicht mehr mit. Ist ja nicht wie heute, wo jeder naselang ein Hörgerät am Ohr hat, damit er auch noch das kleinste Gemaule mithören kann! Manchmal wäre ich froh, wenn eure Großmutter keines hätte!«

»Das heißt, ihr habt einen guten Schreck bekommen, aber die alte Hexe hat nichts mitbekommen?!«, überhöre ich den Seitenhieb auf meine Großmutter.

»Dafür haben wir zu Hause eine zweite Abreibung erhalten! Meine Güte, wenn ich daran denke, wie mein Vater außer Rand und Band war!«, meinte mein Großvater, hielt nach dem Satz ein.

»Was hat er denn gemacht?«, wollte ich wissen, auch auf die Gefahr hin, dass ich das Bild des guten Vaters jetzt über Bord werfen würde.

»Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen! Aber damals war es so! Zuerst wurde ich geschnappt und übers Knie gelegt. Dann wurde mir solange der Hintern versohlt, bis ich vor Schreikrämpfen keine Stimme mehr hatte. Aber damit nicht genug! Ich erhielt danach zwei Wochen Hausarrest, was am Ende sogar das Schlimmste war. Und ich musste jeden Morgen aufstehen und die Tiere füttern, was sonst die Aufgabe meiner Mutter war. Aber meine Strafe passte gerade ganz gut hinein, da meine Mutter zu der Zeit mit Käthe schwanger war. Da konnte sie sich was ausruhen und mein Vater konnte was länger schlafen!«

»Hast du deine Eltern dafür verflucht? Ich meine, dein Vater muss dir ja ganz schön wehgetan haben!«

»Das hat er! Aber das war auch am zweiten Tag wieder in Ordnung! Es war ja nichts Außergewöhnliches. Paul hat genauso einen hinten draufbekommen. Das Dumme war nur, dass er nur eine Woche Hausarrest bekommen hat, während ich zwei Wochen bekam! Die eine Woche – und da wurde streng drauf geschaut, dass ich nicht ausgebüchst war – hatte es in sich! Das war am Ende die größte Strafe für mich!«

\*\*\*

Außer der Geschichte von der alten Hexe war diese zerfallene Hütte ohne ein weiteres, sonderliches Interesse. Sie schien bereits vor dem Tod der alten Frau verfallen gewesen zu sein und war es nun noch weitaus mehr. Das halbe Dach war eingestürzt und die schlecht gemauerten Außenwände bröckelten vor sich hin.

Wir drehten uns ab und gingen den Weg zurück zur Straße, wo so rein gar nichts von dem Relikt aus einer anderen Zeit zu sehen war. Ich ging neben meinem Großvater und suchte nach einer Fortsetzung unseres Gesprächs, doch er schwieg, und mir fiel nichts ein.

Zwei Querstraßen weiter sah ich dann die Hauptstraße direkt vor uns, und irgendwie kam es in meinen Kopf, dass ich in dieser Straße früher öfters gewesen bin. Auf eine Nachfrage hin erklärte mir mein Großvater, dass hier ein Freund von mir aus der Grundschule gewohnt habe, bei dem ich früher einige Male gewesen war. Auch wenn ich mir kein Bild von dem Klassenkameraden in den Kopf rufen konnte, war es mir dennoch, als würde ich hier einen ganz bestimmten Abschnitt meines Lebens mit Bildern verknüpfen. Es ist schon erstaunlich, wie viele Sachen man in seinem langen Leben erlebt, ohne dass man sich explizit daran zurückerinnern kann, wenn man nicht direkt an dem Ort ist, den man als Bild zu dem Ereignis abgespeichert hat.

Wir gingen weiter und kamen an die Hauptstraße, auf deren Ecke eine kleine Kirche – kaum mehr als eine Kapelle – stand. Es schien das erste Mal in meinem Leben zu sein, dass ich mir die Kapelle so richtig ansah – obwohl ich in meinem Leben sicherlich schon hunderte Male an dem Gebäude vorbeigefahren war oder es passiert hatte.

In dieser Kapelle hätten seine Eltern geheiratet, verriet mir mein Großvater, ein knappes Jahr vor seiner Geburt. Auch hätte die Familie in dieser Kapelle für den Vater und für die Mutter die Totenwache gehalten, als die beiden aus dem Leben geschieden waren.

Wollte ich in diesem Moment in eine Kirche eintreten? Und vielleicht sogar beten? Ich für meinen Teil bin zwar katholisch getauft, aber praktisch bin ich kein praktizierendes Mitglied der Kirche. Ich spiele sogar eher mit dem Gedanken, aus der Kirche auszutreten, als mich ihr wieder anzunähern. Aber gerade diese Entscheidungen waren keine, über die man nachdachte, als mein Großvater so alt war wie ich heute. Ich bin mir nicht mal sicher, ob sich meine Großeltern jemals die Frage nach einem Zweifel oder gar Austritt aus der Kirche gestellt haben - ich wollte aber auch im Anblick der Kapelle nicht näher darauf eingehen.

Wir traten in den kühlen Schatten der Kapelle ein, und unsere Augen brauchten einige Augenblicke, ehe sie sich an die veränderten Lichtverhältnisse gewöhnt hatten. Als ich genug sehen konnte, was um mich herum stattfand, sah ich, wie mein Großvater an das Handbecken getreten war, um sich mit etwas geweihtem Wasser zu bekreuzigen. Allein dieses Ritual rief schon genug Abneigung gegen meine Anwesenheit in dieser Kapelle hervor, dass ich kurz drauf und dran war, das Gotteshaus zu verlassen.

Doch ich blieb. Warum, wusste ich nicht so genau, aber vielleicht wollte ich erfahren, wie sakral mein Großvater lebte. Was hatte ich erwartet? Dass er sich auf die Knie schmeißt, vor den Altar, inbrünstig betet, ehe er völlig in Trance und erschöpft nach vorne fällt, beseelt vom heiligen Geist? Nichts dergleichen passierte. Natürlich nicht! Mein Großvater ging den Mittelgang entlang, trat an die vorderste Bank heran, knickte kurz, bekreuzigte sich und ließ sich an den Rand der hölzernen Bank nieder. Langsam beugte er sich nach vorne, verschloss die Hände und legte die Unterarme auf die Bank davor ab, ehe er seine Augen schloss, den Kopf langsam auf die Brust sinken ließ –

und betete. Ich war so sehr erstaunt über dieses einfache Ritual, dass ich im ersten Moment nicht verstand, was er dort machte. Als ich es aber verstand, wunderte ich mich über mich selbst, denn so lange war es noch nicht her, dass auch ich in die Kirche ging, um für meine Lieben und Nächsten zu beten.

Derweil blickte ich mich in der Kapelle um. Niemand anderes als uns beiden war anwesend – weder ein Geistlicher noch ein anderer Gast. In diese Kapelle passten allerhöchstens einhundert Menschen, und auch nur dann, wenn man sich auf die Bänke presste. Über mir war zwar noch eine Empore, aber da konnte kaum mehr als zwanzig Menschen Platz finden und schien wohl für den Chor und den Küster zu sein. Dennoch schien mir die Empore das Interessanteste in der Kapelle, was es zu entdecken galt, und als ich die Treppen nach oben nahm, bekam ich das kleine orgelartige Klavier zu sehen, das für mich wie ein kleines Schmuckstück inmitten dieser sonst recht schmucklosen Kirche wirkte. Ich setzte mich auf eine der bereitstehenden Bänke und sah auf meinen Großvater hinunter, der weiterhin in seiner betenden Haltung verharrte. Wie lange wollte er noch beten? Und was ging ihm in diesem Moment durch den Kopf? Dachte er an seinen Vater und an seine Mutter, deren Totenwache in dieser Kapelle stattgefunden hatte? Wie lief eine Totenwache überhaupt ab? Machte man das heute überhaupt noch? Oder war das ein überbrachter Brauch, den heutzutage niemand mehr durchführte oder brauchte? Ich war mir in diesem Punkt überhaupt nicht sicher und fand auch keine Antwort, bis sich mein Großvater rührte, aufstand, ein weiteres Mal bekreuzigte und aus der Bankreihe löste.

Er sah sich im Kapellenraum um und fand mich auf der Empore. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, dann war es wieder fort. Als er mir bedeutete, dass wir jetzt die Kapelle verlassen sollten, folgte ich ihm hinaus. Wir sprachen kein Wort, bis wir schon längst wieder auf dem Bürgersteig der Hauptstraße waren.

\*\*\*

»Für wen hast du denn gebetet?«, wollte ich dann aber doch von meinem Großvater wissen.

»Keine Ahnung!«

»Wie?! Du hast keine Ahnung?! Betest du nicht für irgendwen? Für deine Eltern zum Beispiel?«

»Nicht direkt!«

»Und was betest du dann? Du schließt doch nicht nur deine Augen und schläfst im Sitzen!«

»Ein wenig schon!«, meinte mein Großvater und erneut sah ich das verschmitzte Lächeln, das mir andeutete, dass ich nicht alles für voll nehmen konnte, was er mir an den Kopf warf.

»Okay! Verstanden! Aber du musst doch was denken, wenn du die Augen geschlossen hast! Da ist man doch mit sich und seinen Gedanken alleine! Da kannst du mir nicht erzählen, dass du einfach auf Durchzug stellst und dann nichts mehr denkst!«

»Nein, natürlich nicht! Aber es nicht so, dass ich mit an irgendwen erinnere oder an irgendwen denke und dann für ihn bete. Es ist mehr, dass ich die Zeit in der Kapelle nutze, um mich selbst ein wenig zu ordnen!«

»So, als würdest du dir überlegen, welche Termine du nächste Woche hast?«, fragte ich erstaunt, weil ich das nicht verstehen mochte.

»Nein!«, antwortete mein Großvater und musste nun über mich lächeln. »Es ist eher so, dass ich darüber nachdenke, was ich so in der letzten Zeit gemacht habe, ob das alles so richtig war, wie ich mich verhalten habe, wenn es offensichtlich zu Streit kam, was ich einfach besser machen kann, um möglichst wenig Stress zu haben!«

»Darum geht es dir? Um Strategien zur Streitvermeidung und umso wenig Stress wie möglich?«, wunderte ich mich.

»Im Grunde schon! Es ist so, dass ich es hasse, wenn ich mit Menschen Stress habe, den ich eigentlich gar nicht brauche. Ich für meinen Teil hätte es gerne, wenn ich mit allen gut Freund wäre – zumindest mit denen, die ich um mich herum haben möchte! Die anderen können von mir aus dableiben, wo der Pfeffer wächst!«

»Aber ist das nicht eine Einstellung, die gar nicht funktionieren kann?«

»Wieso sollte sie nicht funktionieren können?«

»Weil man nicht mit allen Menschen grün sein kann! Es wird immer welche geben, die man einfach nicht mag, oder die einen selbst nicht mögen! Da kann man doch nicht hingehen und versuchen, die Wogen zu glätten!«

»Ich habe das mein Leben lang gemacht!«

»Und hat es funktioniert?«

»Ich für meinen Teil kann nur mit Ja antworten. Ich kenne zumindest keinen, mit dem ich auf Kriegsfuß stehe oder gestanden habe! Das ist alles ausgeräumt worden!«

»Dann bist du ein Phänomen!«

»Meinst du? Ich finde eher, dass viele Menschen das versuchen!«

»Ich versuche es gar nicht, weil ich weiß, dass es mir nicht gelingen wird. Dafür sind die Menschen einfach zu unterschiedlich! Und im Übrigen kenne ich niemanden außer dich, der diese Einstellung hat – und auch scheinbar nach ihr lebt!«

»Dann kennst du aber ganz schön wenige Leute hier in deiner Stadt!«

»Das mag sein!«, sagte ich, ohne dass ich ernsthaft daran glauben konnte, dass mein Großvater die absolute Wahrheit gesagt hatte.

Wir gingen die Straße weiter hinab, schweigend. Ich suchte nach einer Fortsetzung, ohne dass wir das Thema von eben noch mal streiften.

»Ich glaube, dass es in einer Großstadt auch anders ist als hier auf dem Land!«, meinte jedoch mein Großvater mit einem Mal. »Ich denke, dass es dort, wo du lebst, schwerer ist, mit den Nachbarn ins Gespräch zu kommen. Da ist es auch leichter, wenn man mal jemanden nicht mag! Hier ist es so, dass man sich ja dauernd trifft. Und die Gefahr, dass man auf denjenigen irgendwann mal angewiesen ist, ist um ein Vielfaches größer als dort, wo du in deiner Anonymität wohnst. Wenn du dort niemanden kennst und dich niemand, ist das kein Problem. Dann muss man zwar für alles zahlen, aber man bekommt Hilfe. Hier auf dem Land kann es dir passieren, dass ausgerechnet der, dessen Hilfe du brauchst, genau der einzige ist, der diese Art der Hilfe anbietet! Und dann zockt er dich entweder richtig ab oder er macht es erst gar nicht. Dann stehst du da und kommst nicht weiter bei deinem Problem! Nein, mein Junge, das braucht keiner! Und am wenigsten ich! Deswegen versuche ich den anderen Menschen nicht auf den Sack zu gehen, damit die mir nicht auf den Sack gehen können!«

Ich ließ die Erklärung unkommentiert stehen. Nicht, weil sie mir nicht hinreichend und einleuchtend wirkte, sondern weil ich mir dachte, dass das Leben nicht so ist. Selbst hier auf dem Land ist das Leben anders! Da kann er mir erzählen, was er will!

\*\*\*

Wir gingen langsam nach Hause und machten nur einen kleinen Schlenker, um beim Haus des Bruders meines Großvaters vorbeizuschauen. Doch dieser war nicht da, nur seine Frau. Die aber auch nicht wusste, wo der Onkel steckte. Wie sich nachher herausstellen sollte, war Onkel Peter zur etwa gleichen Zeit bei meinem Großvater zu Hause gewesen, um sich von dessen Frau ebenfalls die Information abzuholen, dass er mit seinem Enkel unterwegs war.

Ich fragte mich derweil, wie man so etwas früher ohne Handy ausgelotet hatte. Wie war es gewesen, als man sich nicht kurz darüber verständigen konnte, dass man gleich vor der Haustüre stehen würde, wie es war, wenn man sich nicht traf, weil jeder den anderen dort suchte, wo er ihn vermutete? Das Leben war eindeutig abgestimmter geworden, getakteter, auch wenn man sich früher viel eher darum bemühen musste, sich ordentlich abzustimmen. Heute war das eher eine Normalität, die Lebensläufe übereinanderzubringen. Mit den modernen Mitteln, die uns das Leben bietet: Handy, erhöhte, weit verzweigte Mobilität, Internet.

\*\*\*

»Wie habt ihr euch früher eigentlich verabredet?«, fragte ich, als wir wieder zu Hause waren und am Tisch saßen, um einen frisch aufgebrühten Kaffee zu trinken.

»Nicht wie ihr euch heute verabredet!«

»Das ist mir schon klar! Aber wie habt ihr das früher gemacht? Gab es feste Treffpunkte oder so?«

»Sag mal – du bist doch alt genug, um selbst noch zu wissen, wie es in der Zeit ohne Handys und Internet war!«

»Ich weiß, dass ich das wissen müsste. Aber ich muss zugeben, dass ich mich daran überhaupt nicht erinnern kann. Das einzige, was noch in meinem Kopf zurückgeblieben ist, sind die Termine, die man in der Woche neben der Schule hatte. Pfadfinder und Sport und so. Also auch nichts anderes als heute auch. Aber zwischendrin? Ehrlich gesagt, habe ich da wohl ein paar Erinnerungen verloren!«

»Du kannst dich wirklich nicht daran erinnern? Das ist schon merkwürdig! Vielleicht solltest du dich mal von einem Arzt auf Alzheimer untersuchen lassen!«, scherzte mein Großvater, und ich muss wohl auf eine Art und Weise dreingeblickt haben, dass er den Scherz direkt wieder vergaß und endlich meine Frage beantwortete.

»Ja, eigentlich war es ganz einfach. Es gab mehrere Plätze oder Orte, an denen wir als Jugendliche herumgehungen haben. Manchmal sind wir auch losgezogen und haben irgendeinen Blödsinn getrieben. Aber da waren dann meistens nur die Anführer dabei. Und deren Zeiten kannte man irgendwie schon.«

»Man kannte deren Zeiten?«

»Klar! Wenn Olle nicht um drei da war, kam er auch nicht mehr. Dann hatte ihn sein Vater bestimmt schon zwischen gehabt. Und Peter! Wenn der sich nicht blicken ließ, kam auch sein jüngerer Bruder nicht, was wir auch bald raus hatten, denn wenn der nicht kam, kam auch dessen bester Kumpel nicht. So funktionierten früher die Absprachen. Außerdem gab es auch nicht das Angebot, das es heute gibt. Also wenn wir uns am Vortag für den Marktplatz verabredet haben, dann waren wir auch alle auf dem Marktplatz und nirgendwo anders!«

»Hattest du überhaupt Zeit, dauernd irgendwo mit deinen Freunden zu sein?«

»Du meinst, weil wir eigentlich den Bauernhof hatten?«

Ich nickte stumm und nippte an meinem Kaffee.

»Es gab schon welche, die die ganze Zeit irgendwo herumgehungen haben! Aber die gab es doch immer. Die gibt es heute auch noch! Das ist also nichts Ungewöhnliches, oder?«

»Und du? Was ist mit Paul gewesen?«

»Ich war eigentlich jeden Tag draußen auf der Straße. Vielleicht nicht so früh wie andere, aber die meisten hatten schon bis in den Nachmittag was zu tun. An manchen Tagen hatten wir auch gar keine Zeit – wenn wir Holz oder Heu machen waren! Oder Aussaat und Erntezeit war! Da ging es

darum, den ganzen hellen Tag zu nutzen, um das Überleben zu sichern! Da war gar keine Zeit, um mich irgendwo herumzutreiben! Da hätte mich sogar mein Vater windelweich geprügelt!«

»Hätte er das?«

»Ja, das hätte er! Aber das stand damals auch gar nicht zur Frage. Es gab keine Freiheit, sich dafür oder dagegen zu entscheiden. Das wurde einfach vom Familienoberhaupt – was erst mein Großvater und dann mein Vater war – bestimmt und damit hatten sich alle daran zu halten. Ein ‚Bitte‘ habe ich nie gehört, wenn wir uns für den nächsten Tag auf dem Feld verabredet haben! Das läuft heute natürlich ganz anders ab, jetzt, wo das Überleben nicht mehr so eng mit dem Gedeihen der Feldfrüchte oder des Schlachtviehs abhängig ist, sondern jeden Monat der feste Betrag aufs Konto überwiesen wird. Aber ich sag dir, dass es das Leben ganz anders organisiert, wenn du dafür verantwortlich bist, ob du was zu essen auf dem Teller hast oder nicht.«

»Das glaube ich!«

»Aber verstehen kannst du es nicht!«

\*\*\*

Unerwartet ging mit einem Mal, gerade als ich auf die Behauptung meines Großvaters reagieren wollte, die Türe auf und meine Großmutter trat ein.

»Käthe sagte mir gerade, dass sie Ernst-Friedrich ins Krankenhaus gebracht hätten! Der Notarzt sagte, dass es ein Schlaganfall war.«

Gespannt blickte ich von meiner Großmutter zu meinem Großvater, doch der schien von der Nachricht weder traurig noch sonderlich mitgenommen zu sein. Und einen Ernst-Friedrich kannte ich nicht.

»Ja, ja! So ist das nun mal, wenn man alt wird!«, sagte er plötzlich, nach einer Weile des Schweigens.

»Wir werden alle alt und müssen mit ansehen, wie einer nach dem anderen um uns herum aus dieser Welt verschwindet!«

»Aber ein Schlaganfall muss doch nicht gleich bedeuten, dass es vorbei ist!«, hielt ich dagegen.

»Bei einem Dreiundneunzigjährigen? Würde mich ernsthaft wundern, wenn Ernst-Friedrich noch mal auf die Beine kommt. Er hatte ja erst letztes Jahr einen Schlaganfall gehabt!«, erwiderte mein Großvater, weiterhin ohne sonderliche Gemütsregung.

Alle drei schwiegen wir. Meine Großmutter schien im Stehen zu verharren, und unser Gespräch war durch die Nachricht ins Stocken geraten.

»Der Vater von Ernst-Friedrich – Jüpp haben sie ihn alle gerufen –, der ist auch über Neunzig geworden. Den habe ich noch gut gekannt. Jüpp«, sagte mein Großvater und musste fast dabei

lächeln, »Jüpp war wohl der einzige Mensch, den ich in meinem ganzen Leben kennen gelernt habe, der niemals gearbeitet hat. Wie der seine Familie ernährt hat, kann mir wohl keiner sagen!«

»Er hat doch gearbeitet! Er war dauernd in der Zimmerei!«, meinte meine Großmutter.

»Aber nicht um zu arbeiten! Dort hat sein Bruder gearbeitet, der Tünn! Und der Tünn hat dem Jüpp immer mal wieder ne Mark zugesteckt oder ne Flasche Bier! Deswegen war der da! Und nicht, weil der arbeiten wollte! Denn das war etwas, was er auf keinen Fall wollte!«

Nun, da zu Tünn und Jüpp scheinbar alles gesagt worden war, kehrte das Schweigen erneut zurück in den Raum.

»Wohnt dieser Ernst-Friedrich hier in der Straße?«, getraute ich mich zu fragen, als eine gewisse Zeit ins Land gestrichen war, ohne dass jemand was gesagt hätte.

»Nein, ganz woanders!«

»Und woher kennt ihr ihn so gut?«

»Es geht nicht ums gut kennen! Man kennt sich halt!«, antwortete mein Großvater. »Und es geht darum, dass um uns herum die Menschen einfach gehen. Fast jede Woche hören wir, wie jemand gestorben ist, den man kannte. Manche davon besser, manche davon schlechter.«

»Letzte Woche war es die Eni!«, meinte meine Großmutter.

»Ja, die Eni! Die war aber auch in den letzten Jahren nicht mehr wirklich aus dem Bett gekommen. Für sie war es besser, dass sie endlich erlöst wurde!«

»Auch für Britta! Wie die in der letzten Zeit darunter gelitten hat, dass es ihrer Mutter immer schlechter ging! Sie hat ja sogar Sonderurlaub genommen, um ihre Mutter Tag und Nacht zu pflegen«, erklärte meine Großmutter.

»Ja, das ist schon tragisch. Hoffentlich kommt es nicht dazu, dass wir beide einmal so enden!«

»Dann will ich lieber die Augen zumachen und hoffen, dass ich morgens nicht mehr aufwache!«, meinte meine Großmutter ungewohnt resolut und verließ daraufhin das Zimmer.

Mein Großvater und ich warteten, bis die Tür von selbst ins Schloss gefallen war, und wir beide wieder alleine waren.

»Siehst du! So schnell geht das! Von dem einen auf den anderen Tag! Aber vielleicht ist das auch besser so! Wer weiß, wie es ist, wenn man jahrelang irgendwo liegen muss, ohne zu wissen, warum man das macht, nur mitzukriegen, dass man überall Schmerzen hat. Das braucht keiner!«

»Das stimmt!«, sagte ich und spürte einen Kloß im Hals.

»Es ist schon merkwürdig, wenn sie alle verschwinden und du dir bei jedem sagst, dass es doch normal ist! So ist das Leben! Es endet mit dem Tod! Auch mein Leben wird irgendwann mal mit dem Tod enden! Da brauche ich mir keine anderen Gedanken zu machen! Und dann sind es andere, die darüber reden werden, dass ich einen Schlaganfall oder einen Herzinfarkt oder was auch immer hatte, dass ich aber auch lang genug gelebt habe und der ganze Kram. Am Ende ist es ein Verlieren!

Was man übers Leben gewonnen hat, verliert man am Ende wieder! Und ganz am Ende verliert man sein eigenes Leben!«

Ich kann gar nicht beschreiben, wie instinktiv geschockt ich von diesen Worten meines Großvaters war! Denn es schien kaum etwas Schlimmeres in meinem Leben vorstellbar, als dass der Mensch, der mir vielleicht am stärksten ans Herz gewachsen war, von allen Menschen auf dieser großen, weiten Welt, dass dieser Mensch eines Tages nicht mehr sein würde. Dass er von uns allen gehen würde!

Wir beiden mussten auf diese Sätze meines Großvaters für einige Augenblicke schweigen, es ging nicht anders. Alles andere hätte wie eine Verballhornung eines viel zu wichtigen Themas gewirkt. Ich dachte darüber nach, wie es wohl wäre, wenn mein Großvater sterben würde. Vorzustellen vermochte ich es mir nicht, denn ich merkte, dass sich etwas in meinem Inneren dagegen sträubte, mir auch nur ansatzweise eine solche Situation auszumalen.

Aber Gedanken sind nun mal keine Gefühle und werden kalt gesteuert über den Kopf. Und dieser Kopf sagte mir, dass ich leiden würde, lange und tief getroffen, aber dass es weitergehen würde, weil ja noch andere Menschen weiterlebten, die mich brauchten oder die ich brauchen würde. Außerdem gehört der Tod zum Leben. Denn er beendet es.

Was für gruselige Gedanken, die aus unseren Gesprächen entstehen!

\*\*\*

Nach dieser Nachricht beendeten wir den heutigen Gesprächstag, denn ich fand, dass wir zum einen viel erlebt hatten und zum anderen, dass nach der Meldung von Ernst-Friedrichs Schlaganfall die Gespräche eine Richtung annehmen würden, die ich im Moment gerne vermeiden wollte.

»Du willst nicht über den Tod reden, nicht wahr?!«, erriet mein Großvater meine Gedanken.

»Nicht heute. Irgendwann werden wir darüber reden.«

»Aber nicht heute.«

»Genau. Nicht heute.«

Ich war bereits aufgestanden und wollte mein Kaffeegedeck in die Spülmaschine räumen, als mein Blick meinen Großvater streifte, der durch das Fenster nach draußen, in den Nachbarhof blickte.

»Wenn der Tod kommt, sucht man sich auch nicht den Tag aus!«, meinte er trocken, und ich hätte beinahe das Gedeck aus der Hand verloren.

\*\*\*

Als ich endlich zu Hause war, vermochte ich die Gedanken an einen möglichen Tod meiner Großeltern aus meinem Kopf zu verbannen, indem ich einfach losschrieb. Das hat mir schon immer geholfen, mich aus einem Chaos der Gedanken zu befreien, und auch an diesem Nachmittag war es heilsam.

Ich erinnerte mich an die Wanderung, an die Kleinigkeit, die mir mein Großvater anvertraut hatte, das wenige über die eigentlichen Liegenschaften, den großen Einblick in die Kapelle und seine Geisteshaltung zum Beten, aber so richtig abschalten konnte ich auch erst, als ich am Abend den Stift fortlegte und in den Sport ging, um mich mal so richtig auszupowern.

Als ich aus dem Sport zurückkam, war ich müde. Endlich müde. Ich legte mich schlafen und sofort fielen mir auch die Augen zu. Doch schon bald kamen die Eindrücke zurück, und insbesondere die Eindrücke, die ich von der verfallenen Hütte gespeichert hatte, in der die alte Hexe gewohnt hatte, als mein Großvater mit Paul dort war. Auch den Nachbarn hatte ich seltsamerweise plastisch vor dem geistigen Auge, ohne dass ich ihn überhaupt je auf einem Bild gesehen hatte, doch er war da, so wie ich ihn mir ausmalte.

Alles an diesem Traum war merkwürdig, denn sogleich zog es mich von dem Platz der verfallenen Hütte zurück auf den Marktplatz des Städtchens, dorthin, wo sich die Jugend am Nachmittag traf, und ich malte mir die Stadt in Bildern aus, die ich so manipulierte, dass es das heutige Aussehen war – nur auf alt getrimmt.

Am nächsten Morgen und nach einer weiten, wilden Jagd durch die einzelnen Orte der bisherigen Erzählungen, wachte ich auf, als ich mich gerade am Bahnhof befand. Wiederum war es der Bahnhof, wie ich ihn heute kenne, und nicht, wie er damals ausgesehen hatte, als er noch in vollem Betrieb war. Heute ist er stillgelegt und eigentlich steht nur noch das Bahnhofsgebäude, inzwischen mit einer völlig anderen Funktion.

Ich fragte mich, ob es gut für meine Arbeit war, wenn ich nur die neuen Bilder in meinem Kopf hatte, oder ob es nicht richtiger sei, wenn ich losziehen würde, um wenigstens ein paar alte Bilder aufzutreiben, die mir einen Eindruck von dem Leben in der Kleinstadt geben konnten, bevor sich alles an dem neuen Verkehrsstrom ausrichtete.

Ich startete meinen Computer und suchte das Internet ab, fand auch das eine oder andere Bild, auf dem ich schon einige Veränderungen zu heute erkennen konnte, doch vor allem entdeckte ich zwei Bücher eines seit mehreren Jahren verstorbenen Stadtchronisten, die ich mir besorgen wollte. Ich bestellte diese Bücher und verschob in meinem Kopf den Wunsch, schnell wieder mit meinem Großvater zusammenzukommen, denn ich empfand es als unbedingt wichtig, mir im Vorfeld ein paar Gedanken zu machen, wie ich ab nun meine Fragen stellen wollte.

Als ich die beiden Bücher wenige Tage später in meinen Händen hielt und mir die alten Fotografien anschaute, die ein anderes Leben in der Kleinstadt zeigten, als ich es bisher kannte, da war es mir,

als könnte ich mit dem neu erworbenen Wissen in diese Bilder eintauchen, als könnte ich sagen, in welcher Situation sie entstanden sind und was als nächstes passierte. Genau dieses Gefühl wollte ich aus dem Mund meines Großvaters aufs Papier transportieren. Zusammen mit dem Entdecken des Menschen hinter dem langen Leben waren dies die beiden Muster, die ich zu entdecken suchte – wie fühlte sich damals die Zeit an und wie lebte mein Großvater in dieser Zeit?

\*\*\*

Natürlich kannte mein Großvater die beiden Bücher. Kaum, dass ich das erste aufgeschlagen hatte, bat er mich, kurz zu warten, stand auf, ging zu einer schweren Schublade am Wohnzimmerschrank und entnahm eben jene beiden Bücher, die er ebenso besaß.

Mir entfuhr eine leise Bemerkung, warum er denn nicht gesagt habe, dass er diese Bücher besitze, und mein Großvater antwortete, dass ich nicht explizit danach gefragt habe. Doch im Grunde war ich eigentlich froh gewesen, dass ich die Bücher für mich selbst und ohne begleitende Worte meines Großvaters entdecken konnte – daher verkniff ich mir eine Antwort.

Er legte seine Bücher auf den Tisch und öffnete das gleiche, das ich auch geöffnet hatte. Er schaute durch seine Lesebrille und glich ab, ob er auch auf derselben Seite sei wie ich.

Warum mein Großvater sich in seinem Buch die Fotos anschauen wollte? Diese Frage stellte ich mir die ersten Minuten, und ich schaute sehr genau hin, ob er in seiner Ausgabe vielleicht etwas hineingeschrieben hatte, oder ob er vielleicht eine andere Ausgabe besaß, eine, in der mehr stand, als in meiner. Nein, sogar der Druck der Bilder und die Qualität der Verarbeitung waren absolut deckungsgleich. Vermutlich sogar dieselbe Auflage. Also warum wollte er unbedingt in seinen Büchern die Fotos betrachten? Zu dieser Frage kam ich nicht, denn wir unterhielten uns über etwas anderes, aber merkwürdig fand ich diese Haltung schon ein wenig.

Das erste Foto, bei dem er mir etwas erzählte, war ein Übersichtsfoto, wie es in den dreißiger Jahren von Zeppelin aus geschossen wurde. Die Auflösung war so schlecht, dass man kaum etwas Genaues sehen konnte, aber der vermeintliche Überblick über das Städtchen gab schon ein gutes Gefühl dafür, dass sich die Größe des Ortes seit den dreißiger Jahren zu heute nicht sonderlich verändert hatte. Die lange, schlauchartige Form, mit der sich die Häuser in das Tal schmiegt, war auf heutigen Satelliten- und Flugzeugfotos immer noch dieselbe; nur an manchen Stellen schien der Ort etwas in die Breite gewachsen zu sein. Das widersprach etwas der Darstellung meines Großvaters einige Tage zuvor, doch ich wollte ihn nicht davon abbringen, mir weitere Bilder zu erläutern.

Auf dem nächsten Bild sah man schon ein wenig mehr: ausgehend vom Hotel Eifler Hof konnte man sehr genau über den Markt blicken, der heute aufgrund der fahrtechnischen Situation völlig

anders aussieht. Das Interessanteste jedoch war, dass man nicht ein einziges Auto auf der Straße sah, obwohl das Bild Ende der zwanziger Jahre aufgenommen worden war, einer Zeit, in der in den größeren Städten sicherlich so viele Autos schon auf den Straßen waren, dass man die ersten Verkehrsunfälle zwischen zwei Autos bereits verzeichnete.

Hier jedoch, in dem betulichen Städtchen, fernab vom Schuss, war das Pferd weiterhin das wichtigste Transportmittel, und es hatte den Anschein, als wäre es für die Menschen ein mittlerer Schock gewesen, wenn denn mal ein Auto vorbeikam.

Doch weit gefehlt, denn die Menschen in der Region kannten Autos viel besser als manch andere, denn als das Foto geschossen wurde, war der Nürburgring bereits im dritten Jahr geöffnet.

\*\*\*

»Warst du als Kind oft am neuen Nürburgring? Ich meine, der ist doch kurz vor deiner Geburt eingeweiht worden!«

»Natürlich waren wir als Kinder bei fast jedem Rennen an der Strecke. Wir schlichen uns meistens durch den Wald und kamen irgendwo hinter dem Bergwerk raus, wo wir einen guten Blick auf die Rennstrecke hatten. Im Grunde ist das gar nicht so weit weg von dem Ort, wo wir vor ein paar Tagen entlanggewandert sind! Über den Hügel, durch das Tal und wir sind an der Strecke. Die hat sich ja seitdem nicht bewegt!«

»Heißt das, dass du die großen Rennen in den dreißiger Jahren live mitbekommen hast, als sich Mercedes-Benz und Auto-Union fast schon bekriegt haben?«

»Nun ja, was man unter mitbekommen so sagen kann. Wir Jungs wussten kaum etwas von den wahren Hintergründen! Wir kannten nur ein paar Namen, die im Ort kursierten. Wir kannten natürlich Caracciola, Rosemeyer und wie sie alle hießen, aber gesehen haben wir sie nur, wenn sie mit Vollgas an uns vorbeidonnerten.«

»Hattet ihr keine Angst?«

»Wovor sollten wir Angst haben?«

»Na, die Strecke war nicht sonderlich geschützt! Zum Beispiel, dass jemand das Steuer verlor und in die Zuschauer krachte!«

»Daran denkst du doch nicht, wenn du zu einem Rennen gehst! Auch wir haben damit nicht gerechnet! Und soweit ich mich erinnern kann, ist das immer woanders passiert. Da, wo wir uns immer hinschlichen, musst du wissen, da war eine Gerade und Vollgas angesagt. Da ist nicht viel passiert, nur das Dröhnen der großen Motoren, wenn die an dir vorbeihielten. Ansonsten war das nicht so spannend, wie du es dir gerade vorstellst.«

»Es war also nicht so wichtig, wie es für viele meiner Klassenkameraden war, als ich zur Schule ging?«

»Die zwei, drei Rennen im Jahr? Nein! Es gab ja auch nicht mehr! Da kamen die Motorräder und die großen Böcke! Ansonsten war da doch nichts geboten, außer dass im Winter die Loipe gezogen wurde, damit die Leute schön Skilanglauf machen konnten.«

»Du hast also keine so enge Beziehung zum Nürburgring gehabt?«

»Die hatte ich auch später nicht wirklich!«

»Aber du warst doch Feuerwehrmann und hast bei manchen Rennen die Autos gelöscht oder geborgen!«

»Na klar, weil es Geld einbrachte. Aber doch nicht aus Leidenschaft. Der Ring ist für manche zwar ein Mythos, mit dem sie einen wichtigen Teil des Lebens verbinden, aber für die meisten ist er am Ende eine Einnahmequelle. Entweder, weil Touristen ein Zimmer brauchen, die Restaurants an den Rennwochenende voll sind oder weil der Ring sonst welche Jobs geboten hat, die es vorher nicht gab. Das ist das ganze Geheimnis! Du selbst hast doch als Schüler und Student dein Geld am Ring verdient! Hast du denn eine tiefere Beziehung zum Ring?«

»Ich bin nicht der Typ dafür!«

»Der Typ wofür?!«

»Für den Motorsport. Ich stehe einfach nicht auf Motoren und die glänzenden Karosserien, bei denen manche erst so richtig abgehen!«

»Und du denkst, dass mich das wirklich interessiert hat? Warum?!«

»Weil ich dachte, dass das damals etwas total Tolles gewesen sein muss, diese Rennstrecke. Wenn ich darüber nachdenke, wie wenig ihr in der Freizeit hattet, da muss doch so ein Rennen wie das Paradies gewesen sein!«

»Also, zunächst einmal hatten wir auch sonst genug zu tun! Es ist ja nicht so, dass wir uns jeden Tag getroffen haben, um uns zusammen zu langweilen. Wir hatten vielleicht mehr zu tun als viele der Jugendlichen heute, die mit sich selbst kaum noch was anfangen können. Nur weil wir kein Schnickschnack hatten, hieß das nicht, dass wir nur in die Luft starrten. Wir haben uns unsere Spiele selber geschaffen. So war das! Aber ja – es war auch ein Erlebnis, wenn Rennwochenende war. Gar keine Frage. Aber es war sicherlich nicht so, dass wir schon Wochen vorher über kaum etwas anderes sprechen konnten als über die Rennwagen, die dann an uns vorbeidonnern. Dafür waren wir mit unseren Gedanken ganz woanders.«

»Wo wart ihr denn mit den Gedanken?«

»Vielleicht bei den Touristen, die in Scharen an den Ring gekarrt wurden. Die kamen mit Sonderzügen in die Stadt, dass es mir das Herz aufging. Nur an den Rennwochenenden sah man so viele verschiedene Züge, die dann alle drehen mussten, weil es ja die Endstation war. Diese Zeit

war ein Paradies für mich und vielleicht die einzigen Tage, an denen ich meinen Vater und meine Mutter bat, mich von manchen Aufgaben zu befreien, damit ich mir die einlaufenden Züge ansehen konnte.«

»Da war bestimmt viel los in der Stadt!«

»Ungemein viel! Überall war alles voll von den Touristen, die sich jeden Platz in jeder Kneipe schnappten, dass die meisten Einwohner gleich zu Hause blieben. Paul und ich haben es uns manchmal zum Spaß gemacht, uns auf den Marktplatz zu setzen, um nachzusehen, ob überhaupt irgendwer Bekanntes durch die Straßen zog, ohne dass er oder sie etwas zum Ausschank hatte. Was man da zu sehen bekam – ich sage es dir: es war die reinste Pracht!«

\*\*\*

Wir unterhielten uns noch ein paar Augenblicke über die verschiedenen Menschen, die in das Städtchen strömten und sprachen darüber, wie der Nürburgring im Allgemeinen von den Einwohnern aufgenommen worden war.

Doch plötzlich schwenkte das Thema und wir waren wieder fort von dem Magneten, der die Menschen aus der Welt hinein in die Eifel zog, hin zu einer Situation, mit der alle Eifler in dieser Region zu kämpfen hatten, wenn der große Zirkus wieder vorbei war: die Abgeschlossenheit.

Ich fragte meinen Großvater, ob die Familie einen Volksempfänger besessen hatte, um wenigstens ein paar, wenn auch stark gefilterte und propagierte Nachrichten aus der Welt außerhalb der Eifel zu empfangen, doch er erzählte mir, dass sie den ersten Volksempfänger erst erhielten, als der Krieg schon ausgebrochen war.

Merkwürdigerweise geriet unser Gespräch ins Stocken, sodass ich mein Buch zurück in die Hand nahm, um darin zu blättern. Ich sah einige Straßenzüge, zeigte meinem Großvater einige Bilder, doch er nickte nur oder gab etwas Kurzes zur Bemerkung, das keiner Erwähnung wert ist. Irgendetwas schien ihn irgendwie getroffen zu haben, sodass er in Gedanken an irgendetwas anderes dachte, als ich ihm gerade hervorzulocken vermochte.

»Weißt du eigentlich, was die vielleicht größte Verbesserung zum Leben von früher ist?«, fragte er mich mit einem Mal aus dem Nichts heraus. »Die ständig verfügbare Wärme, wenn man sie möchte. Das war früher nicht so!«

»Weil es keine zentrale Heizung gab.«

»Nein, wir hatten nur einen Ofen, und der stand in der Stube, wo wir uns alle am Abend aufhielten. Wenn ich daran zurückdenke, wie kalt es früher in dem Zimmer war, in dem wir Jungs schliefen, und wie stark es dort zog, dann ist es beinahe ein Wunder, dass wir nicht an irgendeiner Grippe oder Lungenentzündung gestorben sind.«

»Hattet ihr denn keine ordentlichen Bettdecken?«, wollte ich wissen, denn ich musste zugeben, dass ich so gar kein Bild davon hatte, wie man früher, noch in den dreißiger Jahren, in einem normalen Bauernhaus schlief.

»Die Bettdecken waren oft nicht das Problem! Die Matratzen schon eher, wenn du denn welche hattest! Wir hatten Säcke voller Federn, die wir den Gänsen gerupft hatten. Die Säcke wurden aber nach einer Weile feucht, weil es in den Zimmern feucht war – also mussten man sie entweder austauschen oder hat einen Teil gegen Stroh getauscht, bis man wieder genug Federn hatte, um das Stroh wieder gegen die warmen Federn zu tauschen. Morgens, wenn wir aufwachten, hatten wir Eisblumen innen an den Fenstern. Innen, nicht außen! Daran kannst du ersehen, wie kalt und feucht es in dem Zimmer war. Da ist es tatsächlich ein Wunder, dass wir uns nichts Schlimmeres geholt haben.«

»Lasst mich raten! Ihr seid nur sehr ungern ins Bett gegangen!«

»Eigentlich nicht. Klar wollten wir gerade im Winter die Wärme des Ofens so lange wie möglich auskosten, aber es war auch klar, dass wir irgendwann schlafen mussten. Zum Glück für uns war der Ofen so gebaut, dass der Zug die Wärme ein wenig mit in unser Zimmer nahm, sodass es wenigstens die ersten Stunden nicht fror, wenn es draußen bis auf minus zwanzig Grad runterging!«

»War es so kalt früher in der Eifel?«

»So kalt? Ein Winter mit nur minus zwanzig Grad war ein milder Winter. Die Winter, die wir in den letzten dreißig Jahren haben, sind doch alle keine Winter mehr. Ich glaube, den letzten richtigen Winter – lass mal nachdenken – ja, ich würde sagen, dass wir den Ende der Siebziger oder Anfang der Achtziger gehabt haben. Danach kann ich mich an keinen Winter mehr so richtig erinnern.«

»Lag denn auch mehr Schnee als heute?«

»Mehr?! Viel mehr! Es gab Winter, da lag bei uns mehr als einen Meter Schnee! Dagegen bricht heute schon das Chaos aus, wenn mal mehr als zehn Zentimeter liegen. Nein, wir waren insgesamt härter, glaube ich, was das Wetter betrifft. Aber es ging auch weniger, im Winter. Da war meistens nichts los, weil auch niemand vor die Türe kam. Es war einfach den meistens zu kalt, um draußen irgendwas zu unternehmen. Es war einfach zu kalt.«

Ich stellte mir das Leben als junger Josef vor, wie er in den Winternächten fror, und wie schlimm es wohl im Krieg gewesen sein musste...

\*\*\*

## Zweites Buch

»Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, warst du neun und als er vorbei war, gerade fünfzehn.«

»Man sieht, dass du in Mathematik aufgepasst hast!«, scherzte mein Großvater, doch gleich mit meiner nächsten Frage gefror sein Lächeln wieder.

»Warst du dann auch in der Hitlerjugend?«, wollte ich wissen und versuchte ihn zu beobachten.

Im Vorhinein hatte ich mir natürlich einige Fragen überlegt, mit denen ich erfahren wollte, was mein Großvater in den Zeiten gemacht hat, von denen er bisher noch nicht so viel oder vielleicht sogar gar nichts erzählt hatte. Dies war so eine Frage, und ich sah, wie er plötzlich mit sich und seinen Erinnerungen zu kämpfen schien.

Bevor er sprach, befeuchtet er sich mehrfach die Zunge, als müsste er sie anfeuchten, damit die Wörter hinausrutschen können.

»Es gibt viele Meinungen zu dem Thema, wie man auf diese Frage antworten soll. Das war früher, kurz nach dem Krieg, schon so und ist auch heute noch so. Was soll ich sagen?«

»Die Wahrheit!«

»Die Wahrheit!? Was ist die Wahrheit?«

»Wenn du Angst hast, dass ich dich verurteile oder weniger liebe, nur weil du vielleicht in der Hitlerjugend warst, dann kennst du mich aber schlecht!« ä, versuchte ich ihn vom Glatteis auf eine sichere Trittstelle zu geleiten.

»Ja, ich war in der HJ!«

»Und wie war es in der HJ?«

»Hier in der Eifel? Nicht anders als in anderen Vereinen auch. Es gab besondere Kleidung, besondere Aktivitäten und am Ende ist man dem Weg gefolgt, der einem vorgegeben wurde. Die Freiheit, die sich die jungen Menschen heute denken – die gab es damals nicht.«

»Die Freiheit, nicht beizutreten, meinst du?«

»Die sowieso nicht! Aber ich meine eigentlich eine andere Freiheit!«

»Und welche?«

»Die Freiheit auf Selbstbestimmung schon im jungen Alter. Wir waren de facto bis einundzwanzig Befehlsempfänger – und zwar überall. Es wurde über vieles einfach nicht diskutiert! Wenn ich mir ansehe, wie heutzutage manche Sechsjährigen mit ihrer Mutter oder Vater diskutieren, da frage ich mich, was wohl die letzten Jahrzehnte passiert sein muss.«

»Du sprichst von der antiautoritären Erziehungsmethodik!«, sagte ich.

»Nenn es von mir aus, wie du willst! Aber ich sage dir, dass wir zwar früher das eine oder andere Mal einen hinter den Löffel bekamen, dafür wussten wir aber, wie wir zu spüren haben! Das ist heute anders! Da gibt es keine Backpfeifen mehr oder dass man mal einen frechen Jungen übers Knie legt!«

»Wenn man das in aller Öffentlichkeit macht, kann es passieren, dass man das Jugendamt alarmiert!«, stimmte ich meinem Großvater zu. »Was ich aber auch richtig finde! Denn Gewalt an Kindern passt so gar nicht in unsere Zeit!«

»Du hast doch auch ab und an einen hinten draufgekriegt – dadurch ging es dir doch nicht schlechter, oder?«

»Nicht, dass ich mich daran erinnern könntel!«, erwiderte ich und dachte darüber nach, ob ich ein anderer Mensch wäre, wenn mich meine Eltern völlig antiautoritär erzogen hätten. Wäre ich dann auch eher wie meine Freunde geworden?

Wir beiden dachten nach. Worüber mein Großvater nachdachte, schien mir im ersten Augenblick wenig ergründbar, doch dann fiel mir ein, dass er meiner Frage mehr oder minder ausgewichen war.

»Du warst also in der Hitlerjugend?!«

»Das sagte ich ja schon!«

»Wurdet ihr da... Hat man versucht, euch...«

»Du willst bestimmt wissen, ob wir einer Art Gehirnwäsche unterzogen wurden, damit uns am Ende das nationalsozialistische Gedankengut in Fleisch und Blut überging!«

»So etwas in der Art! Ja!«

»Also solche Versuche hat es schon gegeben! Aber die waren jetzt nicht so heftig, dass man das nicht durchblicken konnte. Am Ende haben Paul und ich einfach mitgemacht. Das war auch das einfachste. Das nachplappern, was man von uns erwartete, das mitmachen, was man von uns verlangte. Und ganz im Ernst – so schlecht waren die Aktivitäten ja auch nicht. Wir haben Baumhäuser gebaut, waren Zelten oder haben Lagerfeuer gemacht. Das war damals schon ganz in Ordnung, weil wir sonst solche Sachen erst gar nicht gemacht hätten! Und sie waren umsonst! Wir mussten nichts dafür zahlen, dass wir ein ganzes Wochenende auf den Berg zogen, wo wir neue Zelte aufbauten und abends grillten.«

»Du fandest das nett?«, fragte ich verwundert.

»Ich glaube, dass du ein grundlegend falsches Bild im Kopf hast! Sonst würdest du so nicht reagieren! Wir waren nicht die Waffen-SS oder so, sondern die Hitlerjugend, die mit uns nicht viel anderes gemacht haben, also das, was du bei den Pfadfindern gemacht hast. Wir waren draußen und haben zusammen was unternommen! Nur, dass wir andere Lieder gesungen haben und uns über anderen Themen unterhielten. Und ja klar, haben wir uns auch über die Juden unterhalten.«

»Habt ihr euch denn nicht gewundert, dass ihr keinen Juden in der Hitlerjugend hattet?«

»Nein!«

»Warum nicht?«

»Weil es auch in der ganzen Stadt vielleicht zwei, drei jüdische Familien gegeben hat, die nach der Machtergreifung auch schnell die Stadt verlassen haben. Wir waren doch zu neunundneunzig Prozent katholisch. Selbst die Evangelen waren bei uns Exoten. Ich selbst kannte keinen, der nicht katholisch war. Deshalb haben wir von solchen Religionsdingen sowieso kaum etwas mitbekommen.«

»Aber ihr habt über die Juden gesprochen!«

»Ja, natürlich! Das gehörte doch dazu.«

»Aber wie konntet ihr das denn alles verstehen, wenn ihr nicht mal einen kanntet? Wenn ihr kein Bild im Kopf hattet? Irgendwen, an dem ihr euren Hass ablassen konntet?«

»Du stellst aber auch merkwürdige Fragen, mein Junge! Löse dich doch mal von der Vorstellung, dass wir alle durchgeknallte Jugendliche waren, die nur darauf warteten, einen Juden so richtig das Leben zur Hölle auf Erden zu machen. Wir haben auch niemanden gehasst! Wir hatten doch gar kein Verständnis dafür, weil wir niemanden kannten, zu dem das alles passte. Am Ende ging es für uns darum, dass wir was zu tun hatten. Und welcher Jugendliche findet es nicht super, wenn ihm jemand anbietet, dass man zusammen ein Baumhaus baut oder in Zelten übernachtet?«

\*\*\*

Aber nicht nur das gemeinsame Unternehmen änderte sich durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten. Am meisten spürte mein Großvater die Veränderung in der Schule, wo neben dem normalen Unterricht inzwischen auch Leibesübungen an der Tagesordnung waren. Das begann mit einfachen Turnübungen und ging bis zum Exerzieren unterm freien Himmel. Erst viel später, als er zum ersten Mal marschierende Soldaten sah, verstand mein Großvater, warum sie solche Übungen jeden Morgen vor dem Unterricht machten – um sich auf zukünftige Aufgaben als Soldaten vorzubereiten.

Das Exerzieren bereitete den Jungs anfangs viel Spaß, meinte er und erzählte, wie er und Paul immer hintereinander lief, damit sie dem anderen in die Haxen treten konnten. Es war im Alter von acht, neun Jahren kaum mehr als ein Spiel – zumindest sahen es die beiden so an. Zu welchen Ausmaßen das vermeintliche Spiel führen konnte, dafür reichte nicht der Horizont, der nicht einmal so weit reichte, dass man sich gegen die Abzeichen wehrte, die man auf den Hemden und Jacken mit sich herumtrug. Ganz im Gegenteil, erklärte mein Großvater, man war stolz auf diese Abzeichen, die man sich allesamt erarbeitet hatte, indem man entweder das Richtige sang, korrekt marschierte oder bei den Freizeitaktivitäten ordentlich und tatkräftig mitmachte. Niemand unter den Anwesenden vermochte es in der Anfangszeit einen Zusammenhang zwischen den Abzeichen

und dem Terror zu ziehen, der das Reich schon bald in seinem festen Griff haben sollte – und am wenigsten die heranwachsenden Jugendlichen.

Ich glaubte meinem Großvater, wenn er mir diese Geschichten erzählte, auch wenn ich durch meine schulische Bildung einen völlig anderen Zugang zu dieser Zeit erhalten hatte. Während er das Geschehen tatsächlich, wenn auch oft am Rande, miterlebt hatte, so sah ich diese Zeit durch eine verklärte und erklärte Brille, die zwar sicherlich mehr sah als die Menschen damals sehen wollten und konnten, doch auch mein Blick war versperrt durch die Aufarbeitung der Zeit, in der die einzige zentrale Frage zu interessieren schien, warum das deutsche Volk sich nicht gegen die Diktatur der Nationalsozialisten erhoben, sondern sie ganz im Gegenteil sogar mitgetragen hatte. Diese Brille abzulegen, um mich meinem Großvater, aber auch der ganzen Familie zu nähern, war nun meine wichtigste Aufgabe. Und wie schwer mir dieses Ablegen fiel, kann ich kaum in Worte fassen, denn mit jeder Erzählung, mit jedem Wort, das mein Großvater in den Raum warf, verformte sich in mir schon ein festes Bild, das ich nur mühsam aufzubrechen vermochte – weil es nicht in allen Situationen ein wahres, festes Bild gibt.

\*\*\*

»Wie hast du erfahren, dass Krieg ist?«

»Durch einen Volksempfänger!«

»Ich dachte, ihr hättet zu diesem Zeitpunkt noch keinen gehabt!«

»Hatten wir auch nicht. Aber Pauls Vater hatte schon einen, und ich war zufällig an dem Morgen bei ihm. Warum, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, dass Jupp den Empfänger anstellte, weil er von den Ankündigungen und den Gesprächen in der Stadt wusste, dass etwas übertragen würde, was wichtig sei.«

»Wie hast du dich denn gefühlt, als du über das Radio erfuhrt, dass sich das Deutsche Reich nun im Krieg mit Polen befindet?«

Nachdenkliches Schweigen.

»Ich muss zugeben, dass ich daran nicht wirklich eine Erinnerung habe. Im Grunde glaube ich, dass es gar kein Gefühl dazu hatte, da ich erst neun Jahre alt war. Mit neun ist das noch so eine Sache. Man versteht genug von der Welt der Erwachsenen, um zu verstehen, dass gerade etwas Wichtiges passiert, aber man besitzt überhaupt nicht den Weitblick, um abschätzen zu können, ob dieses Wichtige einen Einfluss auf das eigene Leben hat.«

»Was habt ihr gemacht, nachdem das Radioprogramm zu Ende war?«

»Ich denke, dass wir rausgegangen sind, um draußen zu spielen. Woran ich mich seltsamerweise noch sehr gut erinnern kann, ist an das Wetter an diesem Tag. Es war Spätsommer und die Sonne schien noch mal kräftig, nachdem es einige Tage zuvor schon fast kühl gewesen war.«

»Kannst du dich noch daran erinnern, ob die Stimmung in der Stadt an diesem Tag merkwürdig war?«

»Nein, eigentlich nicht. Es war ja nicht so, dass es eine überaus große Überraschung war, dass jetzt Krieg war. Die meisten sprachen schon seit einem Jahr von nichts anderem, und wenn ich daran zurückdenke, dann war es doch auch nicht gerade so, als wären wir nicht darauf vorbereitet worden. Man hat schon gemerkt, dass irgendwas im Busch war, und ich glaube, den meisten war schon klar, dass es sich um Krieg handelte.«

»Woher, glaubst du, kam diese Überzeugung, dass es sich um Krieg handeln muss?«

»Na, zum einen wurde der Ton schärfer. In der Schule und in der HJ. Zum anderen die Gespräche auf der Straße, die auch nicht aus dem Nichts kamen, sondern von den Nationalsozialisten gut vorbereitet und gestreut wurden. Die wussten schon, wie sie das mit der Propaganda ordentlich in der Bevölkerung aufziehen mussten.«

»Haben sich denn die Menschen gefreut, als es so richtig losging? Kann man sich das vorstellen, wie wenn ein Deckel von einem Kessel in die Luft fliegt, weil er den Druck im Innern nicht mehr zurückhalten kann?«

»Auf keinen Fall! Soweit ich das noch im Kopf habe, wollte kaum einer den Krieg. Ich meine, so richtig. Klar gab es immer welche, die Frankreich lieber heute als morgen angreifen wollten, aber eigentlich wollte in der Eifel kaum einer, dass sich etwas an der Situation änderte. Die meisten konnten nach der Wirtschaftskrise wieder einigermaßen ordentlich leben und alles schien irgendwie geordnet.«

»Es gab also keine richtige Kriegslust, wie man es aus anderen Kriegen vorher kannte?«

»Nein, eigentlich nicht. Zumindest keine, die mir aufgefallen wäre!«

Ich dachte kurz nach, weil diese Erkenntnis mich verwundete. Ich hatte immer gedacht, dass aufgrund der maschinenartigen Propaganda das deutsche Volk es als notwendig und richtig angesehen hatte, dass man in Polen einfiel, um etwas zu rächen, das diese nicht begangen hatten.

»Wie war denn die Stimmung in unserer Familie?«, wollte ich als nächstes wissen.

»Denkbar schlecht. Als ich das erste Mal erfuhr, dass ein Krieg bedeutete, dass mein Vater eventuell von zu Hause fortgezerrt wurde, war mir schlagartig bewusst, was der Krieg durchaus für ein einschneidendes Erlebnis sein konnte.«

»Wurde er denn eingezogen?«

»Zuerst nicht – obwohl er noch zu den Jahrgängen gehörten, die zur ersten Musterung mussten. Die bis siebenundneunzig Geborenen wurden direkt zur Bewachung der Heimatfront abgestellt.

Da mein Vater aber glatt neunzehnhundert geboren war, musste er zur Musterung. Dort stellten sie aber fest, dass er nur bedingt waffentauglich war und schickten ihn an die Heimatfront, um fortan Brücken und andere wichtige Punkte zu bewachen.«

»Dann hatte er also Glück?«

»Zunächst ja! Später war er dann noch im Krieg, auch wenn er schnell in Gefangenschaft geriet und dann erst neunzehnhundertfünfzig wiederkehrte.« Kurzes Schweigen. »Er war auf jeden Fall nie wieder der Mann, der in den Krieg gegangen ist.«

»Das glaube ich.«

\*\*\*

Ich hatte meinen Großvater die ganze Zeit beobachtet, besonders, als das Gespräch von der Vorkriegszeit hin zum Anfang des Krieges schwenkte. Dabei bemerkte ich eine deutliche Veränderung. Von dem schwärmerischen, in seine frühe Jugend zurückdenkenden Mann wurde mit einem Mal einer, der sich mit dem Beginn des Krieges verändert hatte. Es war ja nicht so, dass ich drauf und dran war, in meinem Großvater ein geheimes Mitglied der Waffen-SS zu enttarnen, nein, ich wunderte mich dennoch über diesen starken Wechsel in seinem Verhalten, als wir begannen, über den Krieg zu sprechen.

Ich fragte meinen Großvater, ob er zu Beginn des Krieges Angst gehabt habe. Er antwortete mir, dass er gar nicht so richtig einordnen konnte, was der Krieg denn bedeuten würde, vor allem, weil er weit im Osten stattfand und mit der Eifel nur wenig zu tun hatte. Die Angst kam eher von den Gedanken, dass geliebte Menschen vielleicht losziehen mussten, um zu kämpfen.

Erst nach und nach spürten sie die Veränderung. Der Wechsel im Tonfall der Menschen und die veränderte Berichterstattung im Volksempfänger waren Indizien dafür, dass sich alles im Wandel befand. Doch das einzige, was sich im direkten Umfeld meines Großvaters änderte, war, dass manche Bekannte und ferne Verwandte eingezogen wurden, um in den Kampf zu ziehen.

Es verging auch eine ganze Weile, ehe der erste Tote gemeldet wurde – zumindest das erste Opfer, von dem mein Großvater hörte, aber es war niemand, den er kannte. Das erste Opfer des Krieges, das er kannte, wurde Ende neununddreißig bekannt, als ein entfernter Verwandter der Familie gemeldet bekam, dass sein Sohn, ein Vetter meines Großvaters wievielten Grades auch immer, in Polen gefallen sei. Diese Nachricht brachte den Tod in die Familie und damit in die Nähe meines Großvaters.

Die größte Angst jedoch verbreitete unter den Menschen in der Eifel die Nachricht, dass England den Krieg erklärt hatte, denn den meisten war bewusst, dass englische Bomber durchaus den Weg bis in ihre Heimat finden konnten. Tagelang wurde von kaum etwas anderem gesprochen als von

der Möglichkeit von Bombern und Fliegeralarme, und mein Großvater erinnerte sich noch lebhaft an den ersten Fliegeralarm, der ausgelöst worden war. Dieser Flugalarm erwischte meinen Großvater, wie er gerade mit der Milchkanne beim Bauern frische Kuhmilch holen wollte.

\*\*\*

»Zunächst war ich einfach nur verduzt, weil ich mich wunderte, dass die Sirene ging«, begann er zu erzählen. »Bis ich verstand, dass es sich um einen Fliegeralarm handelte, waren bestimmt wertvolle Sekunden vorbei und immer noch fragte ich mich, ob ich schnell nach Hause zurücklaufen sollte oder ob es Ärger gäbe, wenn ich ohne Milch zurückkäme. Ich wankte und entschied mich am Ende, nach Hause zu laufen – auf die Gefahr hin, einen Abriss zu erhalten!«

»Aber es ging doch um einen Fliegeralarm! Das ist doch nichts, wofür man Ärger bekommt, wenn man sich in Sicherheit bringt!«, entgegnete ich ungläubig.

»Das meinst du! Ich war mir nicht mal sicher, ob das ein richtiger Fliegeralarm war! Die Sirene war auch zu anderen Zeiten schon gegangen, aber bisher im Krieg noch nicht. Jetzt war mir nicht klar, ob es nicht etwas anderes war. So einfach war das damals nicht!«

»Du bist also nach Hause gelaufen!?!«

»Genau!«

»Kamen denn irgendwelche englischen Bomber?«, wollte ich wissen.

»Zumindest keine, die wir sehen oder hören konnten!«

»Also war es doch kein Fliegeralarm?«

»Das kann ich nicht mehr so genau sagen. Wir haben nur gehört, dass Flugzeuge auf dem Weg zu uns waren, dann aber nach Osten abdrehten, ohne dass was passiert sei. Ob das stimmt, kann ich dir nicht beantworten. Aber mir ging es auch nur darum, dir zu erzählen, wie das erste Mal war, als ich den Fliegeralarm hörte.«

»Verstehe! Hattest du denn Angst, als du zu Hause warst?«

»Ein bisschen!«

»Hattet ihr eine Art Luftschutzbunker?«

»Machst du Witze? Ich glaube, fast niemand hatte auch nur irgendetwas, das in die Nähe eines Bunkers kam. Nein! Die meisten sind einfach in den Keller geflüchtet – wenn sie denn einen hatten.«

»Und was haben die anderen gemacht?«

»Die haben sich entweder bei Nachbarn verkrochen oder sind unter die Tische geklettert!«

»Unter die Tische?«, fragte ich ungläubig. »Das kann doch nur ein Scherz sein!«

»Nein, ehrlich! Ich hatte selbst Nachbarn, die unter die Tische flüchteten!«

»Haben die den Krieg überlebt?«

»Klar doch! Hier in der Gegend sind erst später im Krieg Häuser zerbombt worden. Hier ist doch nichts von Interesse!«

»Das heißt, die meisten hätten sich auch auf den Straßen befinden können – und hätten wahrscheinlich überlebt!?«

»Was die Luftangriffe betrifft – möglich! Aber man muss ja auch sein Glück nicht herausfordern, nicht wahr?!«

»Da magst du recht haben!«, meinte ich und stellte mir vor, wie ich wohl bei einem Fliegeralarm reagieren würde, wenn ich zeitgleich das Wissen hätte, dass der beste Schutz, der mir zur Verfügung steht, ein einfacher Holztisch ist. Ich wollte es mir am Ende gar nicht mehr vorstellen!

Wir schwiegen einige Momente, und ich versuchte mich in seine Situation hineinzudenken, was mir allerdings recht schwerfiel. Ich formte Gedankenspiele, wie ich bei einem Probefueeralarm mir vorstellte, dass das Gebäude brennt und ich nicht hinauskomme. Doch auch diese Vorstellung reichte wohl nicht soweit, dass ich verstehen konnte, was mein Großvater – denn er war ja auch erst neun Jahre zu diesem Zeitpunkt – gefühlt und gedacht hatte.

»Habt ihr eigentlich diese Fliegeralarme geübt? Ich meine, wie die Feuerwehr Samstag Übungen macht?!«, wollte ich wissen, doch er antwortete nicht. »Opa?«

»Ja?!«, schrak er aus seinen Gedanken auf.

»Wo warst du gerade mit deinen Gedanken?«

»Ach, weißt du! Ich habe mich nur daran zurückerinnert, wer wohl alles in diesen Bombardements umgekommen ist. Aber ich erinnere mich nur an einige, die ich kannte. Das Nachbarhaus hatte es erwischt und ein paar andere auch. Eigentlich ist auch eher der eine Teil der Stadt betroffen gewesen – allein schon wegen der Schneise, die die Bomber erst einmal entlangfliegen mussten. Und bei der Geschwindigkeit der Flugzeuge bin ich mir kaum sicher, dass das andere Ende überhaupt in der eigentlichen Gefahrenzone lag. Aber unser Städtchen war sowieso kein wichtiges Ziel! Wir waren weder für die Produktion von Waffen noch für Energie zuständig. Die lagen woanders!«, erklärte er und schaute dabei die gesamte Zeit über gedankenverloren auf den Tisch.

»Aber du hattest eben eine Frage, wenn ich richtig verstanden habe!«

»Ja, genau!«, meinte ich und musste meine eigenen Gedanken erst einmal wieder sortieren, ehe mir die Frage wieder einfiel. »Ich hatte dich gefragt, ob ihr diese Fliegeralarme nicht geübt habt!«

»Doch, natürlich. Das fing schon kurz nach dem ersten Alarm an. Da wurden wir zusammengerufen und instruiert, was wir zu tun hatten, wenn die Sirenen losgingen. Ich kann mich noch so gut daran erinnern, weil wir an diesem Morgen eigentlich auf die Wiesen mussten, um das Heu zu machen, denn es sah nach Regen aus. Nach der Bekanntgabe eilten wir also auf das Feld und mussten uns mühen, alles aufzuholen, was wir am Morgen verloren hatten. Zum Glück

schafften wir es noch rechtzeitig vor dem Regen, sonst wäre das erste Problem schon dagewesen, ohne dass der Krieg so richtig bei uns in den Alltag eingezogen hätte.«

\*\*\*

Mein Großvater erzählte mir noch von anderen Verhaltensweisen, die vor und nach dem Ausbruch des Krieges wichtig wurden. Neben den Fliegeralarmen waren vor allem die Notfallpläne und die Verdunklungsübungen von elementarer Bedeutung. Das hieß, dass am Ende des Tages versucht werden sollte, dass kein Licht von dem Innern der Häuser oder den Straßenlaternen in den Himmel drang und so der Orientierung der feindlichen Flieger diene.

Das hieß für die Menschen der kleinen Stadt, dass man in stockfinsterner Nacht draußen nichts mehr sehen konnte, was nicht durch den Mond beschienen wurde, und alle Scheiben waren durch Tücher verhängen oder mittels dunklem Papier verklebt worden. Die Häuser glichen Festungen, in die man nicht mehr hineinschauen konnte. Das alles drückte auf die Stimmung der Einwohner, die sich wie eingesperrte Ratten fühlten.

Später kamen auch noch Ausgangssperren hinzu, sodass man gezwungen wurde, in den Häusern zu bleiben, wenn es draußen dämmerte, was dazu führte, dass das Städtchen nach Beginn der Dämmerung zu einer Geisterstadt mutierte.

Das seien sehr merkwürdige Abende gewesen, bei Kerzenschein, im absoluten Dunkel drumherum, weil von draußen auch gar kein Restlicht hereinfiel. Aber am heftigsten sei der Schlaf gewesen, der nach dem ersten nächtlichen Fliegeralarm nicht mehr tief und fest, sondern leicht und aufschreckend war, was zusätzlich an den Kräften eines jeden an der Heimatfront sog.

Dabei warfen die ersten überfliegenden feindlichen Flugzeuge, die vorwiegend in der Nacht flogen, weniger Bomben als vielmehr Flugblätter ab, auf denen zur Stimmung gegen die Nationalsozialisten aufgefordert wurde, was aber angesichts der starken Vernetzung der Ortsverbände verpuffende bis keinerlei direkte Wirkung auf die Meinung der Einwohner hatte, wenn überhaupt verstärkte es nur den Willen, durchzuhalten.

Viel eher hing man an dem Volksempfänger, der davon berichtete, wie die Führung des Deutschen Reiches bis zum Schluss darum gekämpft habe, dass der Friede in Europa bestehen bliebe – und dass man Opfer einer großen Intrige gegen die Deutschen geworden sei, gegen die man sich verteidigen müsse.

Dass wir Deutschen uns verteidigen mussten, wenn wir angegriffen wurden, war auch die einhellige Meinung innerhalb der Familie meines Großvaters, der zugab, dass man sich auf Basis dieser spärlichen Informationen ein Bild machte, das ausschließlich einseitig war – aber an andere Informationen kam man auch nicht. Die einzigen Möglichkeiten waren die wilden Gerüchte, von

denen sich aber nach und nach immer weniger Bürger trauten, diese zu verbreiten, weil die Angst umging, dass man als Spion oder Reichsverräter gebrandmarkt und bestraft wurde.

Irgendwie kamen wir wieder auf das Thema der Verdunkelung und der Luftschutzmaßnahmen zurück. Es war offensichtlich, dass sich mein Großvater nicht sehr wohl dabei fühlte, wenn wir das Thema Schuld in irgendeiner Form anschnitten, denn obwohl er auch nur neun Jahre alt war, als der Krieg begann, und er keinerlei Einfluss auf die vorherige Entwicklung haben konnte, spürte ich diese tiefsitzende Schuld, die er trotz dessen mit sich herumtrug.

Also ließ ich ihn das Thema wieder zurück auf die Maßnahmen lenken, und er erzählte mir, wie die Hitlerjugend dabei helfen musste, Dachböden und Dachstühle über Scheunen zu entrümpeln, sodass sie bestmöglich gegen Bombentreffer geschützt waren. Bei diesen Maßnahmen, aber auch bei den allabendlichen Verdunklungsmaßnahmen, die von der örtlichen Sicherheit streng kontrolliert wurden, kam es allenthalben zu Streichen und Disziplinlosigkeiten unter den Jugendlichen, die sich zu Wettrennen zu Fuß oder auf dem Fahrrad trafen und so versuchten, die Sicherheit zu narren.

Mein Großvater selbst sagte, dass er in dieser Zeit noch zu jung gewesen wäre, um sich gegen die Obrigkeit aufzulehnen, und als er alt genug war – einundvierzig, zweiundvierzig –, gab es die Stimmung nicht mehr her, dass man sich gegen die Obrigkeit auflehnte, nur weil man sich einen Scherz erlauben wollte. Zu dieser Zeit machte man einfach keine Scherze mehr. Seinen Vetter hätten sie eines Abends beim Fahrradrennen geschnappt, windelweich geprügelt und für die Nacht in die Arrestzelle gesteckt – kurz bevor er eingezogen wurde und ein knappes Jahr danach in irgendeinem Graben in Frankreich wohl elendig verreckte.

\*\*\*

»Das war alles andere als eine schöne Zeit!«, sagte mein Großvater mit leiser Stimme.

»Das kann ich mir auch kaum vorstellen!«, pflichtete ich ihm bei.

»Obwohl das am Anfang schon anders war! Das mit der Stimmung, meine ich!«

»Wieso? Ich dachte, es hätte keine positive Kriegsstimmung gegeben? Hast du mir das nicht eben noch erzählt?«

»Vor dem Krieg gab es auch keine gute Kriegsstimmung. Niemand wollte den Krieg haben! Am wenigsten die normalen Leute, die kaum mehr im Sinn hatten, als ordentlich über den nächsten Winter zu kommen. Unsere Sorgen waren die nächste Ernte, ob wir genug Holz für den Winter hatten, genug Heu für das Vieh, was uns dann am Ende über den Winter brachte. Wenn wir eine Wahl gehabt hätten, wären wir wohl fast alle gegen einen Krieg gewesen.«

»Und warum ist es dann zum Krieg gekommen?«

»Ach, weißt du, da habe ich zu wenig Wissen über die wahren Gründe. Ich für meinen Teil kann nur sagen, dass wir in der Eifel gegen den Krieg waren. Das war wohl anders als beim Ersten Weltkrieg, wie mir mein Vater erzählte. Aber wie die Stimmung in anderen Teilen des Reiches oder in den Städten war – das bekamen wir ja überhaupt nicht mit!«

»Aber du sagtest eben doch, dass das mit der Stimmung am Anfang anders war! Was meinst du denn damit?«

»Obwohl wir gegen den Krieg waren, und uns dachten, dass das nicht gut für uns sein kann, stieg die Stimmung mit jedem Sieg, den wir über den Volksempfänger mitbekamen. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie wir jeden Tag vor dem Gerät saßen und uns die neuen Siege, die in Polen errungen wurden, anhörten. Wir schienen den Polen haushoch überlegen zu sein, und so langsam kippte die Meinung, sodass schon viele bald sagten, dass der Krieg vielleicht doch eine gute Sache sei, um einfach die Feinde um uns herum in die Schranken zu weisen. Wir hatten damals doch keine Ahnung, wie sich das entwickeln würde!«

»Aber was hättet ihr denn gemacht, wenn ihr gewusst hättet, wie sich das Ganze entwickelt?«

Schweigen. Mein Großvater schwieg auf diese Frage, und ich konnte es ihm noch nicht einmal verübeln. Das war der wunde Punkt vieler Kriegsüberlebender, die sich nicht gerade selten die Frage anhören mussten, warum sie es denn soweit hatten kommen lassen – während sie sich diese Frage wahrscheinlich noch mal genauso oft selbst stellten, insbesondere, wenn es Opfer in der Familie gab. Und in welcher Familie gab damals es keine Opfer?

\*\*\*

Es war für das Gespräch wichtig, dass ich versuchte, uns von diesem Glatteis wieder herunterzuholen. Ich schaute in meinen handschriftlichen Notizen nach und überlegte mir, welches Thema wohl am geeignetsten war, um wieder eine eher sachliche Unterhaltung zu haben.

Ich entschied mich für etwas, das ich nicht nur im Zuge eines Krieges, sondern im Zuge einer jedweden Katastrophe in den Medien zu Gesicht bekomme: Hamsterkäufe.

In einer Gruppe von Menschen, ganz gleich, wie groß sie ist, wird es immer jene geben, die sich das Schlimmste ausmalen und auch auf diese Ausmalung dementsprechend reagieren. Auch mein Großvater konnte sich daran erinnern, wie sich vor den Geschäften Schlangen bildeten, und wie leergefegt die Geschäfte kurz nach dem Kriegsausbruch waren. Keinerlei Konserven konnte man mehr finden, allenfalls frisches Gemüse von den umliegenden Feldern wurde angeboten. Alles, was irgendwie eingelagert werden konnte, war aufgekauft worden.

Diese Hamsterkäufe brachten das Versorgungssystem an seine Grenzen. Zum Glück war die Familie meines Großvaters im Grunde Selbstversorger und konnte sich mithilfe der Ernte, die

anstand, und den tierischen Produkten, die sie herstellten, gut über Wasser halten. Aber auch sie merkten an den Produkten, die sie zukaufen mussten – wie etwa Zucker oder Kaffee – dass nicht alles immer verfügbar war, wenn man es gerade benötigte.

Daher war einer der Hauptaufgaben für den jungen Josef, öfters durch die Straßen zu gehen, um herauszufinden, welches Geschäft gerade Waren hatte oder Waren geliefert bekam. Dann lief er nach Hause zurück, gab der Mutter oder dem Vater Bescheid, doch meistens hatte sich schon eine längere Schlange vor dem Geschäft gebildet, da vor allem die angrenzenden Nachbarn ein stetes Auge auf den Laden hatten.

Aber die meiste Zeit, so erzählte mir mein Großvater, konnten sie einigermaßen ordentlich von dem leben, was sie anbauten und erwirtschafteten, und erst in den letzten zwei, drei Kriegsjahren, als nahezu alles, was angebaut wurde, an die Truppen zur Versorgung weitergeleitet werden musste, wurde es spürbar knapper mit den Nahrungsmitteln.

Doch das war noch nicht alles, was ich zu diesem Thema wissen wollte, und so kam ich zurück auf die Hamsterkäufe und die Frage, wie es gelang, diese Situation aufzulösen.

Die Antwort war recht einfach und einleuchtend: bald schon übernahm das Kreisernährungsamt die Kontrolle darüber, wer was wie und wann kaufen durfte. Es gab Marken und Zuteilungen von Essensrationen, und natürlich entwickelte sich ohne Verzug ein Schwarzmarkt, auf dem Wertvolles gegen Extra-Rationen getauscht wurde.

Auch die Familie meines Großvaters war aufgrund der Eigenproduktion sehr aktiv auf dem Schwarzmarkt und erhandelte sich einige wertvolle Gegenstände, die man an anderer Stelle wieder gegen etwas anderes eintauschte, das man gerade benötigte. Diese Schattenwirtschaft neben der eigentlichen Zuteilung wurde so groß, dass sich die meisten darüber versuchten, über Wasser zu halten, da die zugewiesenen Rationen mit der Zeit immer häufiger kaum zum Leben ausreichten.

Aber noch ein weiteres Problem kam auf die Familie meines Großvaters zu. Denn wer wichtige und wertvolle Güter produzierte, zog auch immer Diebe an, und obwohl auf den Diebstahl von Essen auf fremden Weiden, Wiesen und Feldern hohe Strafen standen, konnten nicht überall Augen und Ohren sein, um diesen Wildwuchs an Betrug und Diebstahl Einhalt zu gebieten. Hinzu kam, dass die Felder und Äcker der Familie nicht in unmittelbarer Nähe zum Wohnhaus lagen, sondern weiter draußen, in einiger Entfernung, und dazu auch noch in alle Himmelsrichtungen versprengt. Daher war es kaum verwunderlich, dass selbst eine häufige Kontrolle der Liegenschaften nicht dazu führte, dass die Diebe davon abgehalten wurden, Teile der Ernte weit vor der eigentlichen Erntezeit zu stehlen.

Doch selbst, wenn mein Urgroßvater oder einer seiner Verwandten bei der Kontrolle der Felder und Wiesen einen Dieb auf frischer Tat ertappten, musste sie diesen immer noch bei der Stadtsicherheit anzeigen. Da es jedoch nicht selten vorkam, dass man einen entfernten Verwandten,

guten Bekannten oder einfach einen armen Schlucker dabei ertappte, war das Anzeigen auch keine echte Lösung, sondern jedes Mal eine langwierige Diskussion.

Und dennoch – am Ende gab es einen Faktor, der vor allem das Handeln bestimmte: die eigene Situation. Mein Großvater beschrieb, wie man zu Beginn des Krieges deutlich nachlässiger damit umging, wenn man mal einen Dieb auf frischer Tat ertappte, aber mit wachsendem Interesse seitens der Sicherheit und dem geringer werdenden Eigenanteil wurden auch die Reaktionen heftiger, wenn man einen erwischte.

Dabei muss es vorgekommen sein, dass andere Bauern – mein Großvater betonte das andere überdeutlich – die Diebe nicht nur vom Feld oder von den Wiesen vertrieben, sondern sie sogar stellten und entweder Selbstjustiz übten oder bei der Sicherheit Gerechtigkeit forderten, die diese dann auch zumeist durchführte. Dieses Handeln förderte zugleich die allgemeine Stimmung, die immer mehr und mehr in Richtung Eigenverteidigung und Überleben schwenkte, darauf bedacht, bloß nicht negativ aufzufallen oder bei einem Verdacht des anderen diesen vorher mit einer Begebenheit in der Tasche zu haben.

In dieser Stimmung lebte es sich insgesamt ohne ein Gefühl für die kommende Zeit, für die Zukunft, und was diese mit sich bringen würde.

\*\*\*

»Du hast mir vor einigen Tagen erzählt, wie du mit der Eisenbahn mitgefiebert hast, wie sie einfuhr und so weiter.«

»Vor dem Krieg!«

»Richtig! Vor dem Krieg! Fuhr die Bahn eigentlich auch während des Krieges?«

»Am Anfang schon! Nachher immer weniger, weil da vor allem die Truppen und das Material transportiert wurden, aber irgendwann hat die Strecke auch einige Treffer abbekommen und dann war sowieso Schluss!«

»Hast du dir eigentlich vor dem Krieg vorgestellt, wie du irgendwann mal Lokführer oder so was in der Art wirst?«

»Ja, klar! Welcher kleine Junge hat nicht mal davon geträumt, ein so großes Gefährt zu fahren!«

»Wie war das dann im Krieg?« wollte ich wissen, denn diese Frage hatte ich mir in diesem Zusammenhang genau zurechtgelegt.

»Auf was willst du hinaus?« kam es jedoch zurück.

»Ich meine – vor dem Krieg hast du dir vorgestellt, wie du später mal eine Eisenbahn fährst!«

»Ja!«

»Aber wie war das dann im Krieg? Was hast du dir im Krieg vorgestellt?«

»Du meinst, was ich später mal werden will? Vom Beruf, meinst du?«

»Richtig!«

Ich sah, wie ich meinen Großvater zum Denken brachte. Ich war mir eigentlich recht sicher, dass er sich eine solche Frage noch niemals selbst gestellt hatte – und ihm auch niemand bisher gestellt hatte.

»Darüber habe ich mir eigentlich noch nie Gedanken gemacht!«, gab er auch zu, um etwas Zeit zu gewinnen. Ich bemerkte die Verwirrung in seinem Blick.

»Das habe ich mir schon gedacht! Weil ich davon ausgehe, dass du dir ab einem gewissen Zeitpunkt im Krieg gar keine Zukunft mehr in der Form vorgestellt hast, sodass du auch keinen eindeutigen Berufswunsch mehr hattest!«

»Das kann sogar sein! Ich wüsste jetzt auch nicht direkt, dass es anders gewesen wäre!«

»Genau das sind die zentralen Themen, die ich für mein Interview mit dir herausarbeiten möchte. Denn es geht mir nicht darum, das Allgemeine herauszufinden – das kann ich auch in Geschichtsbüchern nachlesen –, nein, mir geht es explizit um deine Gefühls- und Gedankenwelt.«

»Verstehe!«

»Gut«, gab ich zurück und bemerkte, wie es in seinem Kopf arbeitete, fast sogar wütete. »Ich schlage vor, dass wir an dieser Stelle unterbrechen. Ich würde gerne, dass du dir ein paar Gedanken zu dieser Frage machst – was hast du damals gedacht und welche Vorstellung von der Zukunft hattest du, als du zwölf, dreizehn, vierzehn warst!«

»Das kann ich dir jetzt schon beantworten!«

»Aha?!«

»Ja, das ist einfach! Denn im Grunde hat man sich gar keine Zukunft vorgestellt. Weil man aber auch kaum mehr als bis zum nächsten Tag vorausschauen konnte. Selbst, wenn man die Ernte aussäte oder sogar den Weizen schon reif auf den Felder stehen sah, wusste man ja nicht, ob man am nächsten Tag noch lebte, um diesen Weizen zu ernten. Also wie hätte man dann auch nur daran denken können, was man mal als Erwachsener machen möchte? Als Beruf, meine ich.«

\*\*\*

Auch wenn mein Großvater die Antwort bereits gegeben hatte, wollte ich diese Pause – ich brauchte sie. Einmal deswegen, um das Gesagte zu Papier zu bringen, denn es wurden nicht weniger Informationen, und zum anderen, weil ich das Gefühl hatte, dass ich meinen Großvater damit belastete. Vielleicht nicht unmittelbar in dem Moment, aber für die nächsten Tage. Dabei hatte ich das Gefühl, dass es für ihn schlecht wäre, wenn ich die alten Wunden zu tief aufschürfte. Nein, ich konnte nur so tief schürfen, dass sie auch wieder zu verheilen vermochten, denn das

letzte, was ich wollte, war eine Rückkehr in die Gefühlswelt der damaligen Zeit, in der Angst und Ungewissheit die bestimmenden Elemente waren.

Ich zog mich einige Tage zurück, durchdachte das Erzählte anhand meiner Notizen noch einmal und suchte in einschlägigen Medien nach Möglichkeiten, das Gesagte abzugleichen und für mich einzuordnen. Tatsächlich war ich überrascht, wie viele Berichte es darüber gab, wie sich die Menschen zum Kriegsausbruch gefühlt haben, wie sie diesen neuen Umstand in ihr Leben adaptierten, wie sie damit im Allgemeinen und im Speziellen umgingen.

Das Interessante dabei war jedoch, dass es vor allem Berichte vom Beginn des Krieges gab, weniger aber während des Krieges, und je länger dieser andauerte, desto allgemeiner und unspezifischer wurden die Berichte. Ich kam für mich zu dem Schluss, dass das einschneidende Erlebnis des Kriegsbeginns den Menschen als Startsignal zu einer neuen, einer veränderten Zeit im Gedächtnis geblieben war, aber die folgende Entwicklung danach hinter einer immer dichter werdenden Nebelwand verschwand. Eben jenes Gefühl hatte ich auch bei meinem Großvater, der die Zeit des Umschwungs noch sehr deutlich vor seinem geistigen Auge hatte, aber das, was danach kam, eher grob kategorisierte, als dass er es ganz genau zu beschreiben vermochte.

Ich denke aber auch, dass das eine normale Reaktion der Menschen ist, sich gegen die Widrigkeiten des Lebens abzuschotten. Den Umschwung erlebt man noch bei vollem Bewusstsein, doch mit fortschreitender Einengung des Lebens und der Möglichkeiten entwickelt der Mensch für sich Arten von Überlebensstrategien, die ihm seine Urinstinkte eingeben. Und je mehr er sich auf diese Instinkte verlässt, je mehr er versucht, einfach nur die Situation zu überleben, desto weniger erlebt er seine Zeit bewusst und macht Pläne für die Zukunft, sondern schottet sein Bewusstsein gegen die Wirklichkeit ab – und erlebt weit weniger als vorher.

Gerade für die Bevölkerung eines abgelegenen Eifelstädtchens, dessen wichtigste Informationsquellen das vom Reich kontrollierte Radio, die von der Reichspropaganda kontrollierten Zeitungen und die nicht sehr zuverlässig erscheinenden Gerüchte seitens der einquartierten Soldaten waren, erschien das Erkennen der Wahrheit utopisch – vor allem angesichts der Tatsache, dass sich die meisten zudem auch dagegen wehrten, indem sie zu überleben versuchten.

Ich erinnerte mich daran, wie mein Großvater mir kurz vor dem Ende des Gesprächs sagte, wie er damals keine Gedanken an eine Zukunft hatte, weil er nicht wusste, wie der Rahmen dieser Zukunft aussehen könnte, und er mit seiner Familie versuchte, den nächsten Tag zu erreichen – und diesen zu überleben.

Diese Einschränkung der Lebensplanung, die Reduktion des Vorausschauens auf den nächsten Tag, auf die nächste Handlung, auf die Hoffnung, am nächsten Morgen noch aufzuwachen und nicht zwischendurch bei einem Bombenhagel ums Leben gekommen zu sein, kann ich mir kaum

vorstellen. Gerade in der heutigen Zeit, die sich zwar so schnell dreht, dass viele Zukunftspläne kaum zu verwirklichen sind – obwohl sie gestern noch klar und eindeutig schienen –, haben die meisten dennoch einen Plan im Kopf, einen groben, der wenigstens ein paar Monate oder Jahre in die Zukunft reicht. Ich selbst habe auch einen durchaus klar definierten, der die nächsten drei, vier Jahre definieren soll – aber wie ist es wohl, wenn man nur einen einzigen Tag planen kann? Und den auch nicht mit einer großen Sicherheit!?

\*\*\*

»Ich habe irgendwo in einem Text gelesen, dass in den meisten Hotels und Krankenhäuser Soldaten einquartiert wurden, um sich dort entweder auszuruhen, versorgt zu werden oder einfach nur, weil sie dort zusammengezogen wurden, um auf den Einsatz an der Front zu warten!«, begann ich das nächste Gespräch mit einem relativ harmlosen Thema, weil ich nicht wollte, dass die Stimmung gleich wieder auf dem Kulminationspunkt lag.

»Alles um uns herum war besetzt von den Soldaten! Alle Hotels – auch das Sporthotel am Ring –, das Krankenhaus, Teile der Schulen, aber auch Privathäuser, die leer standen, wurden zu Quartieren der Armee.«

»Im Grunde waren die Soldaten aber die einzigen, von denen ihr erfahren konntet, was draußen wirklich passierte. Weil ja die Medien staatlich kontrolliert waren und die Flugblätter und anderen Propagandamedien der Gegner auch nicht die ganze Wahrheit zeigten.«

»Die ja auch keiner für voll nahm, muss man dazu sagen! Aber du hast schon nicht ganz unrecht, wenn du behauptest, dass die Soldaten meistens diejenigen waren, die uns andere Informationen gaben als das, was wir im Radio hören oder in der Zeitung lesen konnten.«

»Hattest du auch viel Umgang mit den Soldaten?«

»Wir alle hatten Umgang mit den Soldaten, weil die ja nicht eingesperrt waren! Du darfst dir das nicht so vorstellen, dass dann aus dem Hotel ein Hochsicherheitstrakt wurde. Ganz im Gegenteil! Oft war es so, dass die Soldaten zu uns kamen, von uns Lebensmittel oder Rationen gegen andere Gegenstände eintauschten oder einfach nur bei der Arbeit halfen. Die meisten hatten während der Stationierung ja keine richtige Aufgabe. Und Warten ist für die meisten keine richtige Aufgabe. Daher war es nicht ungewöhnlich, dass uns Soldaten bei der Aussaat oder Ernte halfen, beim Ausmisten des Stalles oder beim Holzhacken.«

»Die haben also richtig mit euch zusammengelebt?«

»Im Grunde ja. Uns war zwar allen klar, dass die Soldaten nicht zum Spaß bei uns stationiert waren, aber manche Einheiten waren auch über Wochen in der Stadt, sodass man sich schon einigermaßen gut kennenlernte.«

»Aber war das dann nicht seltsam, wenn man die Soldaten dann in den Kampf verabschieden musste?«

»Nein, eigentlich nicht. Es kamen ja meistens neue nach!«, meinte mein Großvater trocken, was mich doch ein wenig verwunderte. »Außerdem war man zwar irgendwie befreundet und hielt mit dem einen oder anderen auch schon mal einen kurzen Briefkontakt, aber meistens reichte die Zeit einfach nicht aus, dass man sich so gut kennen lernte, dass man den anderen einen richtigen Freund nannte. Vor allem aber sprach auch mein Alter dagegen. Als die meisten Soldaten bei uns waren, war ich gerade mal zehn, elf, zwölf Jahre, und da beschäftigen sich die meisten Älteren nicht gerade mit einem Knirps, der mal da ist, und dann wieder nicht.«

»Aber das war schon spannend, oder nicht? Ich meine die ganzen Uniformen, Abzeichen, Waffen, das ganze Drumherum?«

»Eigentlich schon! Auch wenn ich jetzt nicht aus einer Familie komme, die sich für den Kriegsdienst begeistert hat – wie ich dir ja schon erzählt habe. Meinem Vater war es immer ein Dorn im Auge, wenn ich zu Hause zu gut von den Vorkommnissen bei den Soldaten erzählte. Dann sagte er oft in einem mürrischen Ton, dass ich daran denken sollte, dass von den Soldaten, die ich kennen gelernt habe, wahrscheinlich weniger als die Hälfte wieder nach Hause zurückkehren würde. Auch wenn er recht hatte mit seiner Einstellung, war es trotzdem ein großer Schock für mich, solche harten Worte an den Kopf geschmissen zu bekommen.«

»Das kann ich gut nachvollziehen!«

»Klar, ich wusste schon, dass viele an der Front starben – dafür gab es einfach zu viele Meldungen über junge Soldaten aus der Nachbarschaft, die nicht wiederkommen würden, die fürs Vaterland gestorben seien, aber es ist noch etwas anderes, wenn man gerade ein Bild von einem Soldaten im Kopf hat, über den man etwas Witziges oder etwas Interessantes erzählt und sich dann vorstellen muss, dass dieser Soldat bald tot in irgendeinem Graben an der Front liegen wird.«

»Hast du deinen Vater dafür gehasst, dass er dich so eindringlich vor den Kopf stieß?«

»Nein, dafür konnte ich doch ihn nicht hassen. Nicht für die Wahrheit, die ich ja auch kannte. Es ist nicht so, dass ich blauäugig war, auf keinen Fall! Ich wusste schon sehr genau, was den Soldaten an der Front drohte, denn ich hörte ihnen genau zu, wenn sie untereinander darüber sprachen, was sie alles schon erlebt hatten. Trotzdem fragte ich mich, warum man diesen Soldaten in der Zeit ihrer eigenen Sicherheit, als sie bei uns stationiert waren, nicht das Leben so einfach und angenehm wie möglich machen sollte, denn am Ende des Tages waren sie es, die ihr Leben für das unsere einsetzen – damit wir in Sicherheit leben konnten.«

»Auch wenn es meistens eine Scheinsicherheit war!«

»Das ist im Krieg so. Mit der Unsicherheit muss man leben. Es geht nicht anders! Auch das lernt man im Krieg! Ziemlich schnell sogar!«

\*\*\*

Die Soldaten waren aber nicht nur Teil der städtischen Gemeinschaft geworden, sondern taten auch ihren Dienst. Mein Großvater berichtete davon, wie er zuweilen den Kolonnen der Soldaten folgte, um ihnen aus der Ferne bei Manövern im Wald zuzuschauen. Dabei wurde er ab und an entdeckt und nach Hause geschickt, aber manchmal blieb er auch unentdeckt und konnte mit ansehen, wie taktische Manöver geübt wurden, die ihrerseits schon brutal und nervenaufreibend genug aussahen.

Dazu kam, dass im Laufe des späten Jahres neununddreißig immer mehr Gestellungsbefehle eintrudelten, die besagten, dass man sich binnen weniger Stunden an einem zentralen Sammelplatz einfinden musste. Einige der herzerreißenden Abschiedsszenen hatte mein Großvater beobachtet, und er erinnerte sich, wie zwei seiner näheren Verwandten quasi aus dem Schlaf geholt wurden, weil sie am frühen Nachmittag am Marktplatz abgeholt wurden, um für das Vaterland in den Krieg zu ziehen. Der Schock saß bei den meisten so tief, dass sie gar keine Möglichkeit hatten, sich über irgendetwas Gedanken zu machen, über die Gefahren, über einen möglichen Tod, sondern wie eine Herde Schafe zu dem Treffpunkt marschierten, wie Lämmer, die zur Schlachtbank geführt wurden.

Eben an jenen ausdruckslosen Blick, der unverständlich das Kommende nicht abschätzen konnte – wer sollte auch schon den Krieg abschätzen können, der noch nie in einem Gefecht gewesen war? –, war meinem Großvater besonders im Gedächtnis geblieben. So erzählte er mir von einem jungen Lehrer, der ihn auch eine Zeitlang unterrichtet hatte, wie dieser seinen Vater und seine Mutter umarmte, die beide kreidebleich und in Tränen aufgelöst waren, während er keinerlei Emotionen zeigte, rein gar nichts. Als wäre er ein Stein, der nichts spürt. So muss es damals vielen ergangen sein, die nicht wussten, was auf sie zukommt. Da halfen auch die vielen Erzählungen der Soldaten wenig, die bereits an der Front gewesen waren und nichts Gutes zu berichten hatten.

Doch dann kamen wir wieder zurück zu den Manövern, die im Umfeld der kleinen Stadt durchgeführt wurden. Mein Großvater berichtete davon, dass einer der Hauptzugangslinien zu dem großen Waldstück, in dem die Soldaten übten, direkt an einer der weitläufigen Wiesen der Familie vorbeiführte. Ständig hielt er sich daher dort auf, um umgehend darüber informiert zu sein, wenn eine Übung gestartet wurde.

Wenn es dann der Zufall wollte, dass er alleine war oder niemand zuschaute, ließ er alles stehen und liegen und folgte den Soldaten, die ihn zwar öfters entdeckten und wieder fortschickten, aber auch ab und an einfach vergaßen.

Im Feld jedoch, wenn die ersten Übungen beendet waren und es zur Mittagszeit Feldverpflegung gab, riefen die Soldaten meinen Großvater und die anderen Zaungäste zu sich herbei und zusammen aß man aus der Gulaschkanone, teilte sich Brot und Wasser.

Es war für den Neunjährigen eine spannende Zeit, auch wenn er die Verbindung zwischen dem anstehenden tödlichen Kampf der Soldaten und der Geselligkeit der Übungen nicht in seiner ganzen Tragweite verknüpfen konnte.

\*\*\*

»Im Winter neununddreißig, vierzig kamen dann die Gebirgsjäger in die Stadt«, erzählte mein Großvater, und ich merkte an seiner Mimik, dass er sich diesen Winter gut in Erinnerung zu rufen vermochte. »Man nannte sie überall nur die Kraxler – das war ihr Spitzname.«

»Die Kraxler? Weil sie die Berge hochkraxeln?«

»Genau. Es war schon ein seltsamer Trupp, weil es nicht der bunte Haufen an Soldaten war, der vorher in der Stadt gerastet hatte, sondern eine Art von Elitetruppen war, die besonders trainiert waren.«

»Waren die denn anders drauf?«

»Klar waren die ganz anders. Das waren richtige Soldaten! Die sich vor dem Krieg schon zum Dienst gemeldet hatten. Die mussten nicht eingezogen werden, sondern wussten ganz genau, was sie zu tun und zu lassen hatten.«

»Woran hat man das denn gemerkt?«

»An einfach allem! Die waren viel disziplinierter als die anderen Soldaten. Sie wussten genau, wie das alles in der Armee funktioniert. Das Marschieren, das Üben, das Leben als Soldat im Feld – das war für sie nichts Neues. Und so haben sie sich auch gegeben. Unser kleines Städtchen war für sie wie jede andere Stadt, in der sie vorher gewesen waren.«

»Und wieso kannst du dich dann so genau an sie erinnern?«

»Weil es einfach so anders war. Du musst dir vorstellen, dass wir vorher Soldaten einquartiert hatten, die gerade die Uniform erhalten hatten und oftmals gar nicht wussten, was sie machen sollten, was richtig und was falsch ist. Und dann kommen diese selbstsicheren Haudegen in unsere Stadt. Schon beim Einmarschieren merkte man, dass die anders sind, dass die das nicht zum ersten Mal machen.«

»Wie kamen sie denn an?«

»Die hatten einen ganzen Trupp mit sich dabei! Das war unglaublich, wie gut die organisiert waren. Und das ohne auch nur einen LKW.«

»Wie, die kamen ohne einen LKW?«

»Die brauchten einfach keinen. Während die anderen entweder mit der Eisenbahn oder mit Transport-LKWs gebracht wurden, kamen die Gebirgsjäger mit ihren Pferden, Mulis und was sie sonst noch mit sich transportierten.«

»Die waren ernsthaft auf Pferden unterwegs? Mitten im Zweiten Weltkrieg?«

»Wieso findest du das ungewöhnlich? Die Polen haben doch auch versucht, unsere Panzer mit Pferdestaffeln zu bekämpfen! Du darfst nicht vergessen, dass das nicht wie heute war, sondern ein Pferd war noch etwas Normales! Und die Gebirgsjäger waren ja darauf ausgebildet, gerade dort eingesetzt zu werden, wo es keine Straße oder keine festen Wege gab. Deswegen auch ihr Name!«

»Eigentlich einleuchtend!«, meinte ich und war schon ein wenig verwundert darüber, dass mir das nicht selbst eingefallen war.

»Irgendwann im Winter, keine Ahnung, wann genau, war ich unterwegs, um mit einem unserer Pferde auszugehen!«

»Wie?! Was meinst du denn damit? Ausgehen mit dem Pferd? Bist du ausgeritten?«

»Nein!«, lächelte mein Großvater und ich hatte das Gefühl, irgendetwas verpasst haben zu müssen.

»Das war kein Ausreiten! Unsere Pferde waren Arbeitstiere und keine Reittiere. Nein, mein Vater war der Meinung, dass man Pferde auch im Winter nicht die ganze Zeit im Stall halten, sondern sie ab und an auch umherführen sollte. Das hatte er wohl von seinem Großvater, und er hielt dieses Wissen in hohen Ehren. Also musste ich im Winter raus und die Pferde umherführen.«

»So ähnlich, wie man heute Hunde rausführt?«

»So in der Art. Auf jeden Fall war ich mit einem der Pferde unterwegs und ging etwas abseits der Straßen durch eine Seitengasse und kam an einem Haus vorbei, wo sich ein Teil der Gebirgsjäger einquartiert hatten. Ich ging natürlich langsam an dem Haus vorbei, um möglichst viel herauszufinden, denn die Soldaten waren nicht so leutselig wie die anderen davor. Wobei das auch etwas wohl mit dem Wetter zu tun hatte, aber wir erfuhren einfach weniger von denen. Ich ging also mit dem Pferd an dem Haus vorbei, als einer der Gebirgsjäger rauskam und mich und das Pferd sah. Er kam näher und redete kurz mit mir. Ich weiß heute noch, wie aufgeregt ich war, weil ich in den letzten Wochen, seitdem die bei uns in der Stadt waren, so viel von den Soldaten gehört hatte, ohne dass ich so richtig mit einem gesprochen hatte. Doch jetzt stand er neben mir und besah sich das Pferd. Er streichelte es, fragte nach seinem Namen und sagte mir, dass das ein gutes, starkes Pferd sei, und ich solle mich glücklich schätzen, ein so tolles, starkes Pferd zu besitzen. Ich konnte meine Unruhe kaum verbergen und stellte die Frage, ob ich deren Pferde auch mal sehen könnte. Klar, meinte der Soldat, und ich band mein Pferd vor dem Haus an, wurde in den Garten geführt und sah dabei, wie die Gebirgsjäger in dem Haus lebten. Das war alles anders als bei den Soldaten vorher. Es lag nichts herum, alle Sachen waren für den Einsatz gepackt, alle Kleidungsstücke waren sauber und die Stiefel blankgeputzt, und wenn ich nicht gewusst hätte, dass

deren Abrückbefehl noch nicht da war, hätte ich gesagt, dass die innerhalb der nächsten Stunde abrückten. Die waren einfach gut ausgebildet und schnell einsetzbar! Das war ein Erlebnis.«

»Und die Pferde?«

»Ach so, richtig, die Pferde. Wir gingen also in den Garten und ich sah mir die Pferde an. Ich erkannte gleich, dass es sich um eine einzige Rasse handelte, aber ich musste fragen, um welche Rasse es sich handelte. Der Soldat erklärte mir, dass es sich um Freiburger handelte, eine Rasse, die speziell von der Schweizer Armee weitergezüchtet worden war, um Lasten auch über hohe Gebirge und schlechten Wegen zu transportieren. Die deutsche Armee habe auch begonnen, diese Kaltblüter für den Einsatz zu züchten. Ich hörte dem Soldaten andächtig zu, streichelte einige Pferde und spürte die Muskeln unter der Haut. Das waren richtige Arbeitstiere, die vor allem dann eingesetzt wurden, wenn die Mulis, die eigentlich die Lasten trugen, zu langsam waren. Mit diesen Pferden konnte man auch in den gerölligen Bergen mit Gepäck reiten, ohne dass man Angst haben musste, dass irgendwas Schlimmes passiert. Das war schon tolle Pferde«, hauchte mein Großvater aus und war in seinen Erinnerungen gebannt, wo ich ihn einige Momente auch beließ.

\*\*\*

Die letzten Worte und die anschließende Nachdenklichkeit hatte auch meine Großmutter mitbekommen, die in der Küche anwesend war, wo sie das Mittagessen vorbereitete. Sie deutete mir an, dass ich an dieser Stelle eine Pause einlegen sollte und bat mich unerwarteterweise nach draußen. Ich folgte ihr ins Wohnzimmer, wo sie sich auf die Lehne eines Sessels setzte und tief durchatmete.

Sie erzählte mir davon, wie sich mein Großvater in der letzten Zeit wieder sehr intensiv mit seinen Erinnerungen auseinandersetzte, und sie die Angst verspürte, dass er sich in diesen Erinnerungen verlor, dass er das Heute gegen das Gestern austauschte. Ich wollte verstehen, was meine Großmutter damit meinte und war überrascht darüber, was sie mir zu erklären versuchte. Sie erzählte mir von Nachbarn in einem ähnlichen Alter wie sie beide, die ausschließlich in der Vergangenheit lebten und jede neue Nachricht direkt und unumgehend auf die Vergangenheit bezogen. Es schien kaum ein Gespräch zu geben, bei dem man sich nicht daran erinnerte, wie es früher gewesen und ob es besser oder schlechter war.

Mein Großvater wäre da anders, meinte sie und schaute mich eindringlich an. Ich spürte, dass sie mir damit sagen wollte, dass ich diesen Umstand, den sie so mochte, nicht ändern sollte. Tat ich das denn wirklich? Konnte es passieren, dass sich mein Großvater an so viele Dinge in seiner Vergangenheit erinnerte, dass er sein Wesen von Grund auf änderte? Ehrlich gesagt hatte ich keine Ahnung. Das einzige, was ich wusste, war, dass ich auf keinen Fall riskieren wollte, meine

Großmutter – und damit auch meinen Großvater – in irgendeiner Form gegen mich aufzubringen. Das war das alles nicht wert.

Daher entschied ich mich, meiner Großmutter zu versichern, dass ich jederzeit aufhören könnte, wenn sie es von mir verlangte, und ich schwor ihr, dass ich versuchen würde, die ganz extremen Erinnerungen nicht abzufordern, sondern zu umschiffen, wenn sich eine Klippe auftat. Auch wenn das meine Arbeit durchaus beeinflussen konnte, so wollte ich keinen Familienzweist beginnen.

Als Bestätigung lächelte sie mir zu, und wir gingen wieder zurück in die Küche, wo mein Großvater weiter auf seinem Stuhl saß und durch das Fenster nach draußen blickte. Er wirkte ruhig, ohne sonderliche Erschütterung, und als ich mich neben ihn setzte, wandte er seinen Kopf zu mir und schenkte mir eines jener Lächeln, die nur alte Menschen können. Sofort dachte ich an die Warnung meiner Großmutter und sagte meinem Großvater, dass ich für diesen Tag genug alte Geschichten gehört habe, und wie es denn wäre, wenn er mir einige von heute erzählen würde. Und tatsächlich – wir schwenkten ein auf neuere Geschichten, unterhielten uns über die städtische Entwicklung und die vielen leerstehenden Geschäfte, und ich hatte zwischendurch das Gefühl, dass mir meine Großmutter mit einem Blick dankte, während sie sich erneut um das Mittagessen kümmerte.

Gemeinsam aßen wir dicke Bohnen, Kartoffeln und Eisbein – eine der Lieblingsspeisen meines Großvaters –, und an diesem Tag sprachen wir nicht mehr über den Krieg oder seine Jugend, sondern blieben in der Gegenwart, im Hier und Heute, im Jetzt.

\*\*\*

»Ich habe vor kurzem einen Bericht gelesen, in dem stand, dass es schwierig war, während des Zweiten Weltkriegs in die Kirche zu gehen!«, leitete ich das folgende Gespräch einige Tage später ein.

»Auch schon vor dem Ausbruch war es merkwürdig, sonntags in die Kirche zu gehen.«

»Merkwürdig?«

»Es war nicht wirklich gerne gesehen, wenn man allzu gläubig war und das auch nach außen zeigte. Die Nazis hatten was gegen die Kirche, die ihnen wohl zu mächtig war.«

»Du meinst, weil sie die Menschen gegen den Nationalsozialismus beeinflussen konnte?«

»Ja.«

»Und? Hat sie euch beeinflusst? Ich meine die Kirche!«

»Schon. Danke ich. Denn ehrlich gesagt, habe ich nicht ganz so viel davon mitbekommen. Vor dem Krieg war ich noch zu jung und während des Krieges waren die Priester auch immer vorsichtig, bloß nicht das Falsche zu sagen.«

»Und wie kommst du zu der Meinung, dass die Kirche die Menschen versucht hat zu beeinflussen?«

»Weil mir das so erzählt wurde. Wir haben uns schon innerhalb der Familien oder mit guten Freunden darüber unterhalten, wie sich das alles entwickelt. Jedem, dem man halt trauen konnte. Das waren nicht sehr viele und wurden mit jedem Tag weniger. Irgendwann hat man nur noch sich selbst und vielleicht noch den allernächsten Verwandten getraut. Da ging man auch nicht mehr zum Priester. Der hatte wahrscheinlich selbst genug Angst um sein Leben.«

»Sind denn einige Priester auch abgestraft worden?«

»Du meinst mit Arbeitslager?«

»Was auch immer ihnen drohte! Hat man denn auch Priester interniert?«

»Mehr als du meinst! Am Anfang hat man sie noch in Ruhe gelassen, aber ab siebenunddreißig muss das richtig losgegangen sein. Als ich zwölf, dreizehn war, gab es kaum noch Priester in der Gegend. Und die, die es noch gab, achteten peinlichst darauf, dass sie nicht gegen die Nazis sagten. Die wären direkt dran gewesen.«

»Aber wo haben sich die Menschen dann Trost gesucht? Ich meine, es gab doch genug Trauernde, die ihre Liebsten verloren haben. Oder etwa nicht?«

»Jeder musste mit seinem Schmerz alleine fertig werden! Es gab ja auch später im Krieg praktisch keinen mehr, der nicht irgendwen verloren hatte. Da war der Schmerz des einzelnen eigentlich kein Thema.«

»Gab es denn überhaupt Beerdigungen, wenn die Toten irgendwo an der Front gestorben sind?«

»Am Anfang gab es noch leere Särge, die man symbolisch zu Grabe getragen hat. Das hat den Angehörigen auch oft die Kraft gegeben, mit dem Thema in irgendeiner Form abzuschließen. Aber als es so viele wurden, dass man nicht mehr jeden zu Grabe tragen konnte, hörte man bald damit auf und suchte seinen Trost woanders.«

»Wo? Wenn es nicht mehr die Kirche gab, an die man sich wenden konnte!«

»Meistens geschah das heimlich zu Hause. Die Menschen hören ja nicht auf, an Gott zu glauben oder zu ihm zu beten, nur weil die Kirche sich nicht mehr trauen kann, einen normalen Gottesdienst zu feiern. Da waren die meisten schon kreativ und feierten ihre eigenen, kleinen Gottesdienste zu Hause. Es wurde einfach wieder viel mehr zu Hause gebetet. Ich glaube, ich habe nie wieder in meinem ganzen Leben so viel gebetet wie in dieser Zeit!«

\*\*\*

Obwohl ich es eigentlich nicht darauf angelegt hatte, gleich wieder mit einem solchen Thema einzusteigen, das sich um den Tod drehte, schien sich alle Themen, die ich anschnitt, am Ende nur um diese eine Konstante des Zweiten Weltkriegs zu drehen. Alles drehte sich und blieb gleichzeitig

stehen. Es war ganz so, als ob sechs Jahre der Tod auf der Welt wütete, ehe sich die Welt neu ordnen konnte, um zu der zu werden, die sie heute ist.

Wir kamen, ohne dass mir jetzt ad hoc die Überleitung in den Sinn kommen würde, auf das Thema der Landwirtschaft, und ich fragte meinen Großvater, wie denn deren Landwirtschaft in der Zeit des Krieges lief. Die Antwort, die ich erwartete, war im Grunde, dass es schlecht lief, dass man litt, dass besonders die Winter hart waren – irgendetwas in diese Richtung. Doch zu meinem Erstaunen antwortete er völlig anders.

Er dachte kurz nach, meinte dann, dass es erst zweiundvierzig so richtig angefangen habe, knapper mit den Lebensmitteln zu werden, doch dann korrigierte er sich und verschob diesen Zeitpunkt sogar in dreiundvierzig und meinte, dass es für die eigene Familie eigentlich nur zwei richtige harte Winter im Krieg gab. Und das vor allem deswegen, weil es einfach zu wenige Hände gab, die sich um die Herstellung der Nahrung kümmerten. Die meisten Männer waren im Krieg und damit fort von zu Hause. Die wenigen Männer, die zu Hause blieben, waren alt und gebrechlich oder noch sehr jung. Damit verblieb die gesamte Last der Landwirtschaft bei den Frauen, die jedoch oft schon damit überfordert waren, gleichzeitig die Familie durchzubringen, ohne selbst vor Angst durchzudrehen. Die Frauen mussten so stark bleiben, damit es nicht zum Zusammenbruch kam und hatten dabei kaum Möglichkeiten, sich auch noch um die gesamte Landwirtschaft zu kümmern.

Das bedeutete, dass zur Erntezeit ganze Felder im vollen Korn oder Blüte standen und nicht abgeerntet wurden; ganze Baumreihen trugen Früchte, die auf dem Boden verfaulten, weil sie niemand aufhob, und viele der Felder lagen brach, weil sie ihm Frühjahr nicht bestellt worden waren. Die Versorgung konzentrierte sich sehr stark auf die tierischen Produkte und auf das, was man im eigenen Garten anbauen konnte. Aber gerade das Futter für die Tiere wurde mit jedem Jahr knapper und knapper, denn bevor man für die Tiere Nahrung schuf, sorgte man sich für die Menschen. Dabei gingen so viele Tiere elendig zugrunde oder wurden völlig erschöpft notgeschlachtet, dass kaum etwas an ihnen dran war. Damit verloren die Menschen eine der wichtigsten Nahrungsquellen und gerade die letzten Winter wurden elendig lang.

Mein Großvater erinnerte sich daran, wie er später im Krieg begonnen hatte, Tiere zu jagen. Auf der Straße sah man schon seit längerem kaum noch Hunde und Katzen. Selbst Ratten und anderes Kleinvieh schienen wie ausgestorben, obwohl diese Tiere vor dem Krieg alltägliche Begleiter der Menschen gewesen waren. Aber in der Not frisst der Teufel fliegen, hieß es im Volksmund, und wer sich im Winter etwas zu essen beschaffen konnte, ohne dass er dafür horrenden Summen ausgeben musste, war ein glücklicher Mensch.

Dass die Lebenden nur wenig zu essen hatten, war schon hart genug, aber am Schlimmsten traf es die Kleinsten – entweder die gerade Geborenen oder die noch im Mutterleib heranwachsen. Wie

viele von diesen schwachen Geschöpfen die harten Winter nicht überlebten, vermochte mein Großvater nicht zu sagen, aber aus irgendeinem Grund war ihm dieses Detail die ganze Zeit über im Kopf geblieben. Ich staunte nicht gerade wenig über die Themen, die wir in diesem Gespräch mal wieder anschnitten und erkannte, dass wir trotz dessen, dass es sich ursprünglich um die Landwirtschaft gedreht hatte, am Ende des Themas wieder bei dem allumfassenden gelandet waren. Dem vielleicht einzigen Thema, das alle im Krieg Beteiligten, über alle Völker hinweg, miteinander verband.

\*\*\*

»Heute lief ich an einem Schild vorbei, das mich daran erinnert hat, dass wir übernächste Woche Stadtkirmes haben!«, meinte ich, um das Thema zu wechseln. »Wie war das in der Zeit des Krieges?«

»Meinst du speziell die Kirmes oder auch die anderen Feste?«, wollte mein Großvater wissen.

»Allgemein! Gab es damals überhaupt so etwas wie Kirmes oder Weihnachtsmärkte?«

»Die gab es schon! Aber die waren damals anders als heute. Allein schon wegen des Kommerz'. Aber auch von der Stimmung her. Am Anfang ging es ja noch – vielleicht lag es auch daran, dass ich da noch jünger war –, aber mit jedem Jahr wurde es trauriger und glich nachher eher einem Gedenkfest als einem feierlichen Anlass!«

»Also war das nicht so, wie man das heute oft an Karneval beobachten kann, wo es viele gibt, die zwar das ganze Jahr meckern und moseern, aber an Karneval die beste Laune haben?«

»Wir hatten das ganze Jahr schlechte Laune. Wenn man es überhaupt so nennen kann. Irgendwie war es, als wäre man in einem Tunnel, wo nur gedämpfte Geräusche zu dir kommen. Als gäbe es ein dauerndes Rauschen in deinem Ohr, vom Krieg, vom allgemeinen Kampf der Leute mit den Umständen. Das stille Klagen, das heftige Weinen, das Bangen, das Zittern, das Warten, das Hoffen, das Angsthaben. All das spielte in diese Zeit mit hinein und natürlich war es so, dass sich die Menschen nicht einfach glücklich fühlen konnte, nur weil Kirmes oder irgendein anderes Fest war.«

»Ich kann mir gar kein Fest vorstellen, wo keiner Spaß hat, keiner lacht, keiner...«

»So war es ja auch nicht. Es gab schon ein paar, die lachten und Spaß hatten – meistens irgendwelche Nazis oder diejenigen, die immer betrunken waren. Das Seltsame ist aber der Gegensatz, dass es auf demselben Platz Menschen gab, die um ihr Leben und das ihrer Angehörigen bangten, während andere tranken und herumgrölten!«

»Warum sind die Besorgten dann nicht zu Hause geblieben? Wenn sie doch wussten, dass ihre Stimmung auf dem Fest nicht besser wird!«

»Weil es nicht so einfach war. Die meisten fürchteten sich davor, nicht gesehen zu werden.«

»Das musst du mir erklären! Sie fürchteten sich davor, nicht gesehen zu werden?«

»Ja, so seltsam es auch klingen mag, aber wenn man sich nicht ab und an in der Gesellschaft blicken ließ, galt man als Außenseiter. Und Außenseiter wurden gerne mal Opfer von Verschwörungen oder Denunzierungen. Daher war es eigentlich normal, dass sich fast alle auf solchen Festen blicken ließen – auch wenn keine richtige Stimmung oder Geselligkeit aufkam. Einfach nur, damit sie nicht als sonderbar auffielen. Denn das war gefährlich!«

»Apropos Denunzierung! Seid ihr mal denunziert worden? Oder habt ihr mal einen denunziert?«  
Da der Gedanken erst in dem Moment in meinen Kopf gekommen war, als ich den Satz aussprach, besaß ich nicht die Zeit, mich auf die möglichen Reaktionen meines Großvaters vorzubereiten. Aber ob ich seine Reaktion vorausgesehen hätte, ist unmöglich zu sagen. Denn ich war sehr überrascht, als er mich eindringlich ansah und mit der Antwort zögerte.

»Wie man es nimmt!«, war seine knappe Antwort, und ich merkte, dass er Zeit brauchte, da er mit den Worten zu ringen schien.

»Was meinst du damit?«, fragte ich langsam, um ihm möglichst viel Zeit zu verschaffen. Denn alles, was ich nicht wollte, war ihn zu einer Antwort zu drängen, was dieses ganze Projekt riskieren konnte.

»Wie soll ich so was schon meinen?«

»Na ja! Eigentlich gibt es zwei Teilfragen. Die eine ist, ob ihr jemanden denunziert habt, die andere...«

»Ja, haben wir!«, platzte es aus ihm heraus, und ich schaute ihn fassungslos an. »Ja, wir haben einen anderen Mann denunziert. Aber es war rechtens! Wir mussten es tun! Sonst wären wir dran gewesen!«

»Das zweifle ich nicht an!«, sagte ich und merkte gleich, wie dämlich diese Antwort war.

»Was willst du denn damit sagen?«, kam es auch gleich sichtlich gekränkt zurück.

»Ich will damit sagen, dass ich dir glaube, wenn du sagst, dass ihr den Mann denunzieren musstet!«

»Aber sicher bist du nicht?!«

Nun war ich es, der meinen Großvater merkwürdig anblickte.

»Was erwartest du von mir?«, fragte er gleich hinterher. »Dass ich mich vor dich stelle und dir erzähle, dass ich mehrere Menschen auf dem Gewissen habe?«

»Nein, natürlich nicht!«

»So, natürlich nicht!«, machte er mich nach.

»Nein! Du warst doch viel zu jung, um so etwas zu tun!«

»Ach, tatsächlich?! Also, ein Zehnjähriger kann keinen anderen Menschen denunzieren? Ich bin der Meinung, dass gerade Kinder es können!«

Ich schwieg und wusste nicht, was ich denken sollte. Was wollte mir mein Großvater damit sagen? Dass er Menschen verraten hatte? Und wenn er es getan hatte – was war mit diesen Menschen passiert? Waren sie ins Arbeitslager gebracht worden, ins Konzentrationslager, oder gar direkt erschossen?

»Ich sehe dir an, dass du über Sachen nachdenkst, die in eine völlig falsche Richtung gehen!«, meinte er plötzlich.

»Was soll ich auch denken?«, versuchte ich mich zu wehren. »Du sprichst ins Rätseln und schreckst mich mit irgendwelchen mysteriösen Geschichten auf, die ich nicht verstehen kann! Also, entweder erzählst du mir jetzt, was passiert ist, oder wir legen das Thema ad acta und beschäftigen uns mit was anderem.«

Ich versuchte den Blick meines Großvaters zu durchdringen, doch dieser war undurchdringlich. Was auch immer geschehen war, sollte hinter seinem Blick verschlossen bleiben, denn er entschied sich tatsächlich, mir nicht von diesem Makel in der Familienhistorie erzählen zu wollen. Ohne zu wissen, wer was wie getan hatte, musste ich den Blick senken und zwangsläufig das Thema wechseln.

\*\*\*

In den folgenden Minuten unterhielten wir uns über alltägliche Dinge, die es nicht wert sind, festgehalten zu werden. Dinge, die sich auch im Krieg nicht ändern. Auch wenn das sicherlich nicht viele sind, da der Krieg in alle Ritzen des Lebens dringt und übermenschliche Spannungen verursacht.

Doch nach einer Weile merkte ich, wie wir den Ballast des vorherigen Gesprächsausschnitts loswurden und nach und nach dazu übergingen, erneut in Richtung spannender Inhalte zurückzukehren.

Wir sprachen über die Geschehnisse der folgenden Jahre und die Veränderungen, die in allen Bereichen des Lebens vor sich gingen. Wie sehr der Bedarf an Soldaten und Kriegskräften das eigentliche Leben und Arbeiten leer sog, wie das ganze Leben zum Stehen kam.

Auch die Familie meines Großvaters lebte nur noch vor sich hin, versuchte jeden Tag zu meistern und war dankbar für jeden Moment, in dem nichts Unerwartetes geschah.

In der Zwischenzeit waren auch die meisten männlichen Familienmitglieder in den Krieg gezogen, und mein Großvater musste mit ansehen, wie das Alter der Gehenden immer näher an sein eigenes rückte. Das alles drückte weiter auf die Stimmung der Familie, und je länger der Krieg dauerte, je mehr Jahre ins Land zogen, desto mehr fragten sich alle in der kleinen Stadt, wie lange das deutsche

Volk diese Belastungen noch durchhalten würde. Insbesondere vor den stetig härter werdenden Winter machten sich alle ernsthafte Gedanken.

Was zusätzlich auf die Stimmung schlug, waren nicht nur die Meldungen von denjenigen, die verschollen waren oder die nie wiederkehren würden, sondern auch die Rückkehrer, die zumeist starke Verletzungen oder Verstümmelungen aus dem Kampf mit nach Hause brachten. Besonders in den späten Kriegsjahren, ab zweiundvierzig, stieg die Zahl an Rückkehrern, die auch die erdrückenden Nachrichten von der Front mitbrachten. Jene Nachrichten, die ein völlig anderes Bild von den Kampfhandlungen zeigten als jene, die die harrende Bevölkerung über den Volksempfänger erfuhren. Man vernahm von den Gräueltaten, von den unmenschlichen Gefechten, von Gefangenschaft, Folter und Tod auf beiden Seiten.

Dass es an der Front nicht die glorifizierende Heldenwelt war, die die Propaganda versuchte darzustellen, war den meisten auch schon vorher aufgegangen. Spätestens, als die Feldpost verstärkt zunahm, in der vieles stand, das einen an der Berichterstattung zweifeln ließ, wurde den meisten in der kleinen Stadt klar, dass es um das Reich und deren Soldaten nicht gut stand. Ganz im Gegenteil – mit jeder Nachricht stiegen die Sorgen um die Angehörigen draußen im Feld, und nur, wenn ein Brief ankam, vernahm man ein kurzes Aufatmen, denn das hieß, dass der Schreibende zu dem Zeitpunkt des Schreibens noch gelebt hatte.

Auch mein Großvater bekam Post von der Front zu sehen. Erstaunlicherweise konnte er sich noch an viele Details erinnern, wobei es mich eigentlich nicht so sehr überraschen sollte, denn inzwischen weiß man, dass das Gehirn in einer traumatischen Situation viel zu viele Informationen abspeichert, die späterhin dafür sorgen, dass man eine Situation äußerst lebendig nacherleben kann. Er erzählte mir, dass diese Briefe kaum unterschiedlicher sein konnten. Während die seines Vetters schonungslos ehrlich waren, und sich jeder in der Familie wunderte, dass diese Inhalte überhaupt zu uns drangen, ohne vorher zensiert worden zu sein, waren andere Briefe von einem vollkommen anderen Inhalt. Ein entfernter Verwandter schrieb immer nur seine Träume auf. Obwohl er an der Front im Granatenhagel ausharren musste, schrieb er von fetten Gelagen, ein Leben in Saus und Braus und einem faulen Tag auf den Wiesen, im Schatten eines Baumes.

Diese Briefe zeigten auf, wie unterschiedlich die Menschen versuchten, das Erlebte oder die momentane Situation zu verarbeiten. Mein Großvater erzählte mir, dass es gerade die Briefe waren, die ihn unsicher machten, was ihn denn zu erwarten habe, wenn er selbst alt genug würde, um in den Krieg zu ziehen.

Ich konnte ihn sehr gut verstehen.

\*\*\*

»Kurz vor dem Ende des Krieges, Anfang vierundvierzig...«, wollte ich gerade einen Satz beginnen, als er mir ins Wort fiel.

»Anfang vierundvierzig war noch lange nicht das Ende des Krieges!«, konterte er. »Du glaubst gar nicht, wie lange ein Jahr werden kann, wenn du in ständiger, tumber Angst leben musst! Das kann man sich heutzutage gar nicht mehr vorstellen!«

»Das kann sich wohl gar keiner vorstellen, der nicht in dieser Situation gewesen ist!«

Keine Antwort, aber ein leichtes Nicken. Ich schien gerade nochmal die Kurve bekommen zu haben.

»Anfang vierundvierzig wurdest du vierzehn«, versuchte ich es auf eine andere Art. »War man mit vierzehn alt genug, um in den Krieg zu ziehen?«

»Man ist nie alt genug, um in den Krieg zu ziehen«, konterte er erneut, und ich merkte langsam, dass er genau wusste, auf was ich hinaus wollte.

Ich dachte kurz darüber nach, ob ich nicht einfach über diese Fragen hinweggehen wollte, obwohl ich der festen Überzeugung war, dass diese Fragen die zentralen dieses Lebensabschnitts waren. So nah an ihn heran würde ich vielleicht nie wieder kommen. Nie wieder. Also entschied ich mich zu fragen.

»Hattest du Angst davor?«, fragte ich.

»Angst davor, in den Krieg ziehen zu müssen?«

»Ja!«

Er schwieg für einen Moment und sah mich auf eine Weise an, die ich noch nie an ihm erblickt hatte. Es war, als ob er versuchte, mir seinen Kampf mit dieser Frage zeigen zu wollen. Doch anstatt auf meine Frage zu antworten, kam eine unerwartete Gegenfrage.

»Hast du Angst davor zu sterben?«

»Schon!«, war das einzige Wort, das mir in den Kopf kam.

»Dann ist meine Antwort auf deine Frage, ob ich Angst hatte, in den Krieg zu ziehen: schon!«

Ich musste mich unweigerlich über meinen Großvater freuen, weil er nicht nur versuchte, meine Fragen zu beantworten, sondern trotz des schwierigen, intensiven Themas noch in der Lage war, schlagfertig zu kontern. Auch wenn ich mich fragte, was er zu kontern beabsichtigte.

»Sollen wir das Thema wechseln?«, fragte ich ihn deshalb und erwartete irgendwie, dass er meine Frage bejahen würde – und wie oft in diesen Gesprächen hatte ich mich in ihm getäuscht.

»Natürlich hatte ich Angst«, begann er langsam. »Aber Angst ist nicht alles, was ich spürte. Ich meine, versetz dich mal in meine Lage: als der Krieg begann, war ich neun und hatte noch kaum etwas erlebt. Dann wurde ich älter und es war Krieg. Das prägt. Außerdem hatten wir ständig Angst um uns, um unsere Familie, um die Ernte, um das Vieh, um den nächsten Winter, um die

Verwandten und Bekannten an der Front, um einfach alles. Da war die Angst, in den Krieg ziehen zu müssen, nur eine von vielen.«

»Du hast dir also keine Gedanken darüber gemacht, dass du Ende fünfundvierzig, Anfang sechsundvierzig vielleicht in den Krieg ziehen musst?«

»Na klar habe ich mir Gedanken gemacht. Und hatte auch große Angst davor. Aber es war jetzt nicht so, dass ich darüber den Kopf verloren habe. Wir hatten ja auch noch genug zu tun. Als dreizehn-, vierzehnjähriger bist du im Haushalt ein vollwertiger Mann, sorgst für das Vieh, kümmerst dich um das Bestellen der Felder, um das Machen von Holz, um einfach alles, was sonst der Vater gemacht hat. Dass du das nicht annähernd so gut kannst, ist klar, aber jeder Handgriff konnte der sein, der einen länger und besser leben ließ. Da ist man so sehr beschäftigt, dass man nur ab und an auf den Gedanken kommt, dass man vielleicht selbst bald an der Front kämpfen muss. Außerdem...«

Mein Großvater stockte kurz.

»Außerdem was?«

»Außerdem verdrängt man solche Sachen auch gerne mal. Es ist ja nicht so, dass nur die Kämpfer an der Front von schöneren Zeiten träumen. Auch wir haben uns ausgemalt, wie es sein würde, wenn der Krieg nicht wäre, wie wir im Sommer im hohen Gras lägen, wie wir das Vieh über die Weiden trieben, wie wir zur Schule gingen, um danach ein nettes Mädchen kennen zu lernen, das wir heiraten können. Die Sorgen habe ich oft von mir geschoben. Einfach, um zu überleben. Denn das war das einzige, was man noch versuchen konnte, zu steuern.«

»Das eigene Überleben? Wie?!«

»Indem man alles tat, damit genug Essen zu Hause war. Es vor den anderen versteckte. Cleverer war als andere. Und dabei nicht auffiel. Das war das große Geheimnis. Wir durften auf keinen Fall auffallen. Zum Glück waren wir schon immer groß gewesen und eher hager. Was uns geholfen hat!«

»Euch hat die Hagerkeit geholfen?«, wunderte ich mich.

»Ja! Wir sahen nicht aus, als wären wir gut genährt, sondern, als würden wir alle genauso leiden wie die anderen. Als wären wir arm wie die Kirchenmäuse und bekämen nur ab und an was zwischen die Kauleiste. Das hat uns geholfen, nicht aufzufallen, obwohl es nur später im Krieg einige Monate gegeben hat, wo wir recht wenig zu essen hatten.«

»Das heißt, ihr wart im Allgemeinen gut versorgt?«

»Wir hatten ja den eigenen Anbau, dazu ein bisschen Vieh, die Weiden, die Äcker, den Wald. Auch wenn vieles nicht bestellt oder geraubt wurde, hatten wir immer die Möglichkeit, uns irgendwoher etwas zu essen zu besorgen. Auch wenn wir nur sehr selten Fleisch hatten – Kartoffeln und etwas

Gemüse stand fast immer auf dem Tisch. Später gab es dann noch klare Suppen mit ein bisschen Einlage, das ging auch irgendwie.«

»Und die anderen?«

»Wen meinst du mit den anderen?«

»Na, die anderen halt. Die wenig oder zu wenig zu essen hatten.«

»Willst du jetzt die Geschichten hören, wie die armen Schweine langsam verhungerten und sich gegenseitig an die Gurgel gingen? Denn das gab es nicht – zumindest habe ich davon nichts mitbekommen.«

»Nein, ist schon gut«, betonte ich überdeutlich. »Eigentlich wollte ich nur herausfinden, wie du dich als Vierzehnjähriger gefühlt hast, als anstand, dass du vielleicht in den Krieg ziehen musst.«

»Ich hoffe für dich, dass du das niemals herausfinden wirst! Denn das wünsche ich keinem! Und am wenigsten den jungen Heranwachsenden, die gar nichts dafür können, in welcher Lebenslage sie sich befinden.«

»Das können wohl nur die Eltern!«, meinte ich und versuchte meinem Großvater eine Aussage über die Schuld der Eltern hervorzulocken, doch er zögerte und sah mit leerem Blick nach draußen, ohne zu antworten.

\*\*\*

Wir schwiegen eine Weile, ohne dass ich meinen Großvater dazu drängte, mehr zu sagen, als er wollte. Er blickte noch eine Zeit nach draußen, ehe er sich plötzlich zu mir umdrehte und von etwas völlig anderem sprach.

Er erzählte mir von den Bombardements, die vierundvierzig massiv verstärkt wurden und auch das kleine Städtchen unter Beschuss nahmen. Ganz in der Nähe, auf einem nahen Bergmassiv gelegen, war eine Munitionsbasis errichtet worden, um von dort aus Nachschubrouten über die Luft anzulegen. Daher war es kaum verwunderlich, dass dieser Stützpunkt stark unter Beschuss genommen wurde, was dazu führte, dass die Stadt, die in der verlängerten Schneise dazu lag, ebenfalls Bomben abbekam, die entweder ihr Ziel nicht trafen oder im Nachladen für die Stadt bestimmt waren, die ansonsten keine sonderlich strategische Gefahr darstellte.

Aus Angst vor diesen verstärkten Bombardements hatten die Einwohner begonnen, den Schutz der eigenen vier Wände zu misstrauen und in den angrenzenden Wäldern Erdbunker zu bauen, in denen sie flüchteten, wenn der Fliegeralarm aufheulte. Auch wenn es zumeist vorkam, dass der Alarm so spät geschlagen wurde, dass die Zeit kaum reichte, um die Erdbunker zu erreichen, so flohen doch die meisten aus den Häusern, die ein viel zu leichtes Ziel boten – insbesondere, wenn

sie aufgrund eines Treffers in sich zusammenbrachen und die dort Wohnenden unter sich begruben.

Doch auch die Erdbunker hatten ihre Tücken, denn einerseits waren die meisten davon auf die Schnelle errichtet worden, was dazu führte, dass ein Einschlag in der Nähe einige zum Einstürzen brachte. Zudem waren sie nicht sehr gut getarnt, sodass auch andere Einwohner in diese Bunker flüchteten, was oft zu Streitigkeiten und Kämpfen führte, die meist lebensbedrohlicher waren als das eigentliche Bombardement.

Ein großer Vorteil der Erdbunker war allerdings, dass sie fast alle in den stadtnahen Wäldern gegraben wurden, an aufsteigenden Hängen, die aufgrund ihrer Lage und Neigung häufig von direkten Bombentreffern verschont blieben, die aus mittlerer Höhe in die Schneise hineinfielen.

Von der Last des vorherigen Gesprächs war jetzt nichts mehr zu spüren. Mein Großvater erzählte mir von den Lightnings, jene gefürchteten Bomber, die einen Doppelrumpf hatten und die man aufgrund der Lage im Tal nur sehr spät hörte, den Junkers auf der deutschen Seite, von den schnellen Fliegern, die auf beiden Seiten über ihnen hinweg flogen, den Messerschmitts, den Hawkers, den Spitfires, den Thunderbolts und wie sie alle hießen.

Ich merkte, dass es bei dieser Aufzählung weniger das Todbringende der Waffen war, das meinen Großvater zum Erzählen brachte, sondern vielmehr das Technische, das dahinter stand – wie damals, vor dem Krieg, als er sich für die Eisenbahn interessiert hatte.

Er erzählte mir, wie er bald schon in der Lage war, an dem Ton die einzelnen Maschinen zu erkennen, ob es Freund oder Feind war, und wie er trotz der Gefahr immer wieder versuchte, den Blick in den Himmel zu richten, um die herannahenden Flugzeuge zu beobachten. Das gelang ihm jedoch nur dann, wenn es am Tage war, denn die meisten Bombardements fanden in der Nacht statt. Erst im späteren Verlauf des Krieges begannen die Alliierten auch am Tage Luftangriffe zu fliegen.

Mein Großvater erinnerte sich insbesondere an ein Bombardement im Januar fünfundvierzig, bei dem die kleine Stadt stark getroffen wurde. An diesem Tag wurden einige Gebäude verwüstet. Da die Sirenen erst sehr spät anschlugen, waren noch sehr viele Einwohner in den Häusern oder gerade auf dem Weg in die Wälder, als die Bomben im Hagel niederfielen. Das ganze dauerte nur wenige Minuten, dann war die Gefahr vorbei. Doch das Bild der kleinen Stadt hatte sich insbesondere zum Bahnhof hin binnen dieser wenigen Minuten vollständig verändert.

Überall hörte mein Großvater, der zu dem Zeitpunkt des Angriffs im Wald gewesen war, um nach Bucheckern und Pilzen zu suchen, nach seiner Rückkehr das Wehklagen, das Rufen, das Jammern, das Sterben. Ja, selbst das Sterben schien für ihn ein Geräusch zu machen, und als er voller Panik nach Hause gelangte und sah, dass nur die Scheune einen leichten Treffer abbekommen hatte, war er überglücklich, seine Mutter und die Geschwister wohlbehalten in die Arme schließen zu können.

Sogleich liefen sie zu den Nachbarn, um in deren völlig zerbombten Haus nach Überlebenden zu suchen. Da die meisten kräftigen Männer an der Front waren und nur die Frauen mit den Kindern und die Alten zurückgeblieben waren, und von diesen auch niemand bei vollen Kräften war, gestaltete sich das Aufräumen und Suchen nach Überlebenden zur endlosen Qual.

An diesem Tag starben nicht nur die Eltern der Nachbarn, sondern auch eines der Kinder, das es nicht rechtzeitig aus dem Haus geschafft hatte. Zugleich war der Krieg nun endgültig bis in die letzte Ritze der Kleinstadt gedrungen, die für die nächsten fünfzehn Jahre die Wunden des Krieges zur Schau trug – wie ein Mahnmal.

\*\*\*

»Ich habe in einem Zeitzeugenbericht gelesen, dass die Eifel schon einige Monate vor dem eigentlichen Kriegsende von den Alliierten eingenommen wurde!« leitete ich das Ende des Gesprächs über den Zweiten Weltkrieg ein.

»Das muss im März fünfundvierzig gewesen sein!«

»An was genau kannst du dich noch erinnern?«

»Lass mal nachdenken. War das vorher oder nachher?«, fragte er sich selbst, und ich überlegte, ob ich eine Frage stellen sollte, was er damit meinte, doch dann kam bereits seine Antwort. »Es muss vorher gewesen sein. Wie dem auch sei. Irgendwann im März war also die Eifel die Kampfeslinie zwischen den vorrückenden Alliierten und den zurückweichenden Deutschen. Da gab es in einem Dorf in der Nähe eine Panzersperre, die die Deutschen errichtet hatten und auch länger als von beiden Seiten erwartet hielt. Als diese dann durchbrochen wurde – das muss wohl gegen Mitte März gewesen sein, rückten die Alliierten in mehreren Staffeln Richtung Nürburgring und damit auch auf uns zu.«

»Ich habe irgendwie noch das Datum Neunter März im Kopf!«, meinte ich mich an eine Textpassage zu erinnern.

»Neunter März?! Das kann schon sein. War es doch so früh im März? Das kann ich nicht mehr so genau sagen! Was ich aber sagen kann, ist, dass die Alliierten versuchten, über das Ahrtal Richtung Remagen zu gelangen, um von dort aus den Rhein zu überqueren. Wir waren quasi mitten in einer Zangenbewegung, aber zu unwichtig, als dass man sich lange mit uns aufgehalten hätte. Dennoch kann ich mich wie heute noch daran erinnern, wie die amerikanischen Panzer durch die Straßen der Stadt rollten. Das war schon beeindruckend, kann ich dir sagen!«

»Hattet ihr denn auch das Gefühl, dass euch die Alliierten befreit haben? Ich meine, das sieht man ja oft in den Filmen!«

»Es mag sein, dass sie uns befreit haben, aber es fühlte sich sicherlich nicht so an. Man darf ja auch nicht vergessen, dass es im Grunde laufende Kampfhandlungen waren. Es war ja nicht so, dass sie als Befreier kamen und es herrschte Frieden danach. Ganz im Gegenteil! Als die Deutschen in unserer Nähe waren, schossen die Alliierten auf die Deutschen – und damit auf uns. Als dann die Alliierten bei uns waren, schossen die Deutschen auf uns! Das war kein Deut besser! Granate ist Granate – egal, wer sie auf dich schießt!«

»Wieso sprichst du immer von den Deutschen?«, wollte ich wissen und war mir dabei völlig bewusst, dass ich damit einen kleinen Bruch in der sonst so flüssigen Erzählung meines Großvaters riskierte.

»Ich verstehe deine Frage nicht!«, kam es auch verwundert zurück.

»Du sprichst immer von Alliierten und Deutschen. Aber du selbst bist doch Deutscher! Warum also sprichst du, als wären das zwei Gruppen, mit denen du nichts zu tun hattest!«

»Keine Ahnung! Ehrlich! Vielleicht, weil ich aus einer geschichtlichen Perspektive darüber rede.«

»Aus einer geschichtlichen Perspektive?«, fragte ich ungläubig.

»Ja, irgendwie schon. Es war ja nicht so, dass ich Teil dieser Truppen war. Ich war kein Soldat.«

»Aber ihr habt die Truppen versorgt! Also gehörtet ihr doch zum Nachschub!«

»Klar! Das ist unbestritten! Aber wir fühlten uns nicht unbedingt als Teil davon. Für uns waren die deutschen Truppen etwas, was wir vor allem aus dem Radio kannten. Die Alliierten mit ihren Bomben, Granaten und Angriffen auf uns kannten wir in dieser Zeit besser als die deutschen Soldaten. Alles, was wir von der Armee kannten, waren die einquartierten und die verletzten Soldaten, die in irgendwelchen Lazaretten und Häusern lagen. Aber richtige Kampfhandlungen?! Das war neu für uns! Vielleicht spreche ich deswegen von den Deutschen.«

»Und du bist dir sicher, dass du damit nicht deinen eigenen Verdrängungsprozess steuerst? Indem du für dich selbst entschieden hast, dass du nicht zu den deutschen Truppen gehört hast!«

»Ich habe ja auch nur indirekt dazu gehört. Und zwar nur sehr indirekt. Aber du hast nicht ganz Unrecht, wenn du sagst, dass es eine Art Verdrängungsprozess ist. Auch wenn du mich reizen willst – was ich durchaus verstehen kann – musste jeder von uns mit den Geschehnissen fertig werden. Und wahrscheinlich war meine Art des Verarbeitens das Verdrängen. Indem ich für mich entschied, dass ich nicht zu den Soldaten dazu gehört habe.«

Ich schwieg und dachte nach.

»Verurteilst du mich gerade, weil ich das Geschehene verdrängen wollte?«, fragte er mich, ohne dass ich in seiner Stimme eine Gereiztheit hörte – zum Glück.

»Nein, natürlich nicht. Ich versuche nur zu verstehen, wie man solche Ereignisse einfach verdrängen kann!«

»Das ist eigentlich ganz nachvollziehbar: weil es die einfachste Lösung ist! Am Ende hatten wir gar keine andere Wahl, als nach vorne zu blicken, da das Leben weiterging. Die Frage war nur, wie intensiv und wie weit man zurückblicken konnte und wollte. Ich für meinen Teil wollte nicht sehr weit zurückblicken – auch weil ich kaum Erinnerung von vor dem Krieg hatte. Es war einfacher – das ist die einfache Erklärung. Außerdem, was hätte es gebracht, wenn man sich dafür schuldig fühlte, an dem man nur eine kleine Randbeteiligung hatte? Was hätte das gebracht?«

»Das man sich bewusst macht, was man den anderen Völkern und allen Menschen angetan hat!«, versuchte ich eine Erklärung zu finden. Vielleicht hätte ich besser geschwiegen.

»Denkst du wirklich, das hätten wir nicht gewusst? Das wäre nicht klar gewesen? Nach allem, was wir durchgemacht hatten?«

»Das haben die anderen auch durchgemacht. Und oft noch viel Schlimmeres!«

»Das ist wohl wahr. Aber es ändert nichts. Wir alle wussten, dass etwas passieren musste. Denn so zerstört, wie alles war – und ich spreche nicht nur von den Häusern, die man wieder aufbauen konnte –, mochte es nicht weitergehen. Und wenn man in dieser Lage ist, dass man keine andere Wahl hat, als nach vorne zu schauen und zu versuchen, es besser zu machen – was lohnt da noch der schuldhaft Blick zurück?«

\*\*\*

Eigentlich wäre diese Stelle die richtige gewesen, um die Gespräche über den Zweiten Weltkrieg zu beenden. Doch das verstand ich erst, als ich die Notizen zu einem Gesamtbild zusammenzufügen versuchte. Im Folgenden sprachen wir noch über die letzten Wochen des Krieges, bevor er im Mai durch die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht enden sollte.

Der zentrale Widerspruch in dieser Sequenz war der Beschuss durch die eigene Armee, die Verteidigung durch die fremden Soldaten und die Zeit aus dem Winter fünfundvierzig heraus, in der in den Straßen der kleinen Stadt Englisch zu hören war und der Tauschhandel florierte. Gerade jetzt, wo die Nahrungsmittel aus dem letzten, harten Winter gegen Null gingen, und das Elend unter den Menschen mit jedem Tag stieg. Auch wenn die Bombardements viele Menschenleben gefordert hatten – dieser Frühling fünfundvierzig, der zudem lange auf sich warten ließ, forderte beinahe genauso viele Menschenleben.

Alle ahnten, dass der Krieg bald vorbei sein musste, denn man hatte nicht das Gefühl, dass den Deutschen noch mal eine erfolgreiche Gegenoffensive gelingen würde, auch wenn man allerorten davon hörte, dass diese eine solche Offensive planen würden. Doch je länger diese ausblieb, desto klarer wurde, dass man ab jetzt besetzt war – von einem Gegner, der erstaunlicherweise kaum Vergeltung an der Zivilbevölkerung übte. Vielmehr entstand eine Verwaltungszone, in der die raren

Lebensmittel nach harten Regeln aufgeteilt und im Nachhinein gegen andere Dinge eingetauscht wurden. Rationen Tabak und eingelagerter Alkohol wurden gegen warme Mahlzeiten getauscht, Grundnahrungsmittel gegen Familienwertgegenstände gesichert.

Doch die kurzfristige Verbesserung der Lage förderte die Katastrophe, die sich mit dem Ende des Jahres einstellen sollte. Denn dadurch, dass gerade in der Aussaatzeit im März und April die meisten Äcker brachliegen mussten, da die Kampfhandlungen ein Aussäen unmöglich machten, und der Tauschhandel eine vermeintliche Sicherheit versprach, wurde die Problematik nur auf den kommenden Winter verschoben. Und sie schlug mit einer solchen Härte durch, wie sich mein Großvater an keinen anderen Winter erinnern konnte, der so heftig gewesen war. Selbst der vorherige, von vierundvierzig auf fünfundvierzig war nicht mal ansatzweise vergleichbar mit dem darauf folgenden. Selbst die Besatzer bekamen große Probleme, ihre Besatzungstruppen zu versorgen. Dabei wäre diese Hungerkrise mitunter zu verhindern oder abzumildern gewesen, wenn man sich weniger um den Tauschhandel als vielmehr um die Aussaat auf den Feldern zu kümmern. Für meinen Großvater war es ebenfalls eine Zeit der Ungewissheit. Er erzählte zwar davon, dass es mit jedem Tag einfacher wurde, mit den Besatzern in der kleinen Stadt umzugehen und zu leben, aber die große Unsicherheit, wie es mit dem Deutschen Reich weitergehen würde, blieb bestehen. Zumindest war klar, dass er jetzt nicht mehr in den Krieg ziehen musste – zumindest nicht in diesen. Doch der persönliche Krieg mit dem Schicksal der Nachkriegsjahre sollte ihm und seiner Familie noch bevorstehen. Aber das war ein Schicksal, das viele teilten. Bei allen Völkern, die am Krieg beteiligt gewesen waren. Denn der Schmerz der Toten, des Leidens, des Bangens, des Wartens, des Hungerns, des Darbens war überall gleich. Überall dort, wo Menschen versucht hatten, andere Menschen zu vernichten, um das eigene Überleben zu sichern.

\*\*\*

## Drittes Buch

»Wie habt ihr erfahren, dass der Krieg vorbei war?«

»Ganz einfach: über den Volksempfänger!«, antwortete mein Großvater und schien beinahe glücklich darüber zu sein, dass ich nun die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ansteuerte.

»Ihr wart ja schon ein paar Monate Besatzungszone, als die Meldung über das Ende und die Unterzeichnung des Waffenstillstandes kam. Hat das irgendwas für euch verändert?«

»Alles!«

»Alles?!«

»Einfach alles. Bis zum Waffenstillstand waren wir de facto immer noch im Krieg, was wir zwar nicht mehr so stark spürten, aber dann doch alles regelte. In dem Moment, in dem der Waffenstillstand griff, spürte man auch auf Seiten der Besatzer eine leichte Entspannung. Nicht, dass die auf einmal herumhüpften und grölten, aber sie wurden etwas lockerer und hatten nicht mehr den befehlenden Ton auf den Lippen. Auch wenn es unter den Besatzern deutliche Unterschiede gab.«

»Gab es denn Racheaktionen?«

»Du meinst, Raubüberfälle, Plünderungen und so was?«

»Vergewaltigungen, Morde?«

»Zumindest ist nichts zu mir gedrungen! In unserer Familie auf jeden Fall, soweit ich das überblicken kann, überhaupt nicht. Nicht mal die kleinste Plünderung. Das kam etwas später...«

»Bleiben wir bitte bei der Zeit direkt nach dem Krieg«, meinte ich und wollte genau bei diesem Moment des vermeintlichen Aufatmens bleiben.

»Von mir aus! Also, direkt nach dem Krieg gab es derlei nicht – oder ich weiß nichts davon.«

»Und wie waren die Besatzer im Allgemeinen? Waren sie freundlich zu euch oder haben sie euch eigentlich nur herumkommandiert?«

»Freundlich kann man wohl nicht sagen, da wir uns gerade noch im Krieg befunden haben. Aber sie waren definitiv keine Eroberer, sondern wirklich Besatzer. Sie haben alles diktiert, wer was und wann erhält, haben mit uns Tauschhandel betrieben und sorgten dafür, dass einige normale Dinge wieder in Gang kamen.«

»Was meinst du damit? Mit den normalen Dingen, meine ich!«

»Na, zum einen, dass der Straßenverkehr wieder möglich wurde. Durch die Zerbombung waren nicht nur die Häuser eingestürzt, sondern die Straßen waren fast alle blockiert. Sie halfen dabei, die Wege wieder soweit freizuräumen, dass Transporte durchgeführt werden konnten. Damit bekamen die Amis Nachschub, und wir bekamen auch etwas davon ab. Es war ja nicht so, dass wir überhaupt noch irgendwelche Reserven hatten.«

»Durfte ihr eigentlich den Volksempfänger behalten?«

»Klar! Warum denn auch nicht?!«

»Weiß nicht – vielleicht, damit ihr keine Propaganda mehr hört! Ich weiß nicht, wie der funktioniert«, antwortete ich und sah mit an, wie mein Großvater in schallendes Gelächter ausbrach. »Was ist denn da dran so witzig?« wollte ich wissen.

»Da sieht man mal, aus welcher Zeit du stammst!«, sagte mein Großvater, als er wieder genug Luft bekam. »Der Volksempfänger war nichts anderes als ein normales Radio, das Funkwellen empfangen konnte. Da konnte man nicht einstellen, dass das nur Propaganda empfängt. Wir haben

ja auch amerikanische und britische Sender gehört, wenn niemand außerhalb der Familie zuhörte. Das wäre viel zu gefährlich gewesen.«

»Konntet ihr denn Englisch?«, wunderte ich mich und versuchte, die Schmach mit dem Radio zu überspielen.

»Keiner von uns! Aber darum ging es auch nicht. Oft konnte man schon am Tonfall der Nachrichtensprecher hören, was passiert war. Außerdem kannte man ein paar Namen – da war es schon möglich, dass man sich was zusammenreimte. Aber als junger Kerl, der die letzten Jahre im Krieg verbracht hat, hört man sowieso anders zu, als wenn man ein Leben in Frieden verbracht hat!«

»Was meinst du damit, dass man anders zuhört?«

»Man hört einfach anders zu. Also, es gibt für mich zwei verschiedenen Arten der Reaktionen auf die Situation eines jahrelangen Krieges: das Weghören oder das sensible Hören. Das Weghören ist einfach und das machen auch die meisten, die ich im Krieg beobachtet habe. Sie machen einfach ihren Kopf zu, schalten das Gehirn ab, gehen in der Masse unter und hoffen einfach nur darauf, dass sie das ganze überleben, um wieder in den normalen Lebenstrott zurückkehren zu können. Und dann gibt es jene, die sensibel für alle Geräusche, für alle Veränderungen, für einfach alles werden, was um einen herum passiert!«

»Und du warst einer der Sensiblen?«

»Genau. Deswegen konnte ich auch ohne dass ich Englisch verstehen konnte, raushören, wie die Stimmungslage unter den Briten und Amerikanern ist. Oft reichte mir nur das Sprechtempo, und ich wusste schon, was Sache war, ohne dass ich auch nur den kleinsten Ausschnitt verstand.«

»Aber ist das nicht anstrengend, wenn man so sensibel auf seine Umwelt reagiert?«

»Das ist purer Stress. Aber ich bin mir auch sicher, dass ich dadurch einfacher überlebt habe. Weil ich nicht rumgeschubst wurde, sondern mich durchgeschlichen habe. Einer meiner Kumpels, Egon, war ein ganz anderer Typ. Der versuchte alles zu erdulden und auszusitzen, achtete auf nichts, was er vielleicht noch für sich ergattern konnte – und was hatte er davon? Im nächsten Winter reichte es nicht für die Familie und irgendwann Ende Februar sechsvierzig ist er dann an einer Lungenentzündung gestorben.«

»Was hat denn eine Lungenentzündung mit der Sensibilität zu tun?«

»Ganz einfach: ich war ständig draußen und habe versucht, alles abzugreifen, was ich finden konnte. Kleidung, Essen, Sachen, die man eintauschen kann, einfach alles. Egon machte das, was die Besitzer von ihm wollten, half bei allem mit, ging danach aber nach Hause und schlief bis zum nächsten Morgen. Und irgendwann im Winter wurde er krank, hatte sich nicht ausreichend angezogen und war keine zwei Wochen später tot. So sterben auch noch jene, die nicht im Krieg waren und trotzdem zum Opfer wurden.«

\*\*\*

Ich ging mit einem Riesenballast an Ausschnitten, Berichten und sehr persönlichen Einschätzungen nach Hause; ausgelaugt von der Gewaltigkeit des Tages. Ich hatte gespürt, dass ich meinen Großvater an den Rand seiner Kräfte brachte, sich an diese Zeit zurückzuerinnern, die er zum großen Teil gerne vergessen würde.

Aber wie kann man vergessen, wenn man die Eindrücke nicht verarbeiten kann? Ich hatte vor Jahren einen Bericht gelesen, in dem von Zeitzeugen des Zweiten Weltkriegs erzählt wird, die nach Jahrzehnten der Distanz plötzlich, von heute auf morgen, nicht mehr schlafen konnten. Gepeinigt von der Verdrängung, von der Nichtverarbeitung, kamen die Fragen jener Tage zurück: wie groß ist meine Schuld? Habe ich aktiv mitgewirkt? Hätte ich mich anders verhalten müssen? War nicht die oberste Prämisse, einfach nur zu überleben – ganz egal wie?

Ich fragte mich, ob ich meinen Großvater in genau diese Situation bringen würde, ihn dazu trieb, sich derart mit der erlebten Vergangenheit auseinanderzusetzen, dass alles wieder hochkam, die Ereignisse, die Handlungen, das Erleben einer Zeit, die so viele vergessen wollten.

Aber je länger ich die Zusammenfassungen und Berichte schrieb, je mehr mir der Tonfall seiner Erzählungen ins Ohr zurückkam, desto geringer wurde meine Sorge darüber, dass er durch diese Gespräche Schaden nehmen könnte.

Doch wie sah es mit meiner Lage aus? War ich ihm wirklich so viel nähergekommen? Hatte ich nun gelernt, was für ein Mensch er war, jetzt, da ich wusste, wie er sich im Krieg verhalten hatte – wie er sich gefühlt haben musste?

Genau über diesen Punkt war ich mir überhaupt nicht sicher. Ganz im Gegenteil. Ich fragte mich, inwieweit das Erzählte mein Bild von meinem Großvater veränderte, das alte abänderte, verdrehte, schärfte. Ich war mir plötzlich nicht mehr sicher, ob diese Gespräche eine gute Idee gewesen waren, weil sie mir nicht die Augen öffneten – zumindest nicht augenscheinlich – sondern das eigentlich scharfe Bild meines Großvaters verwischten. Langsam verlor er nach und nach seine Konturen, sodass mir das Greifen nach seinem wahren Charakter und seinem Ich immer schwerer wurde.

Diese Entwicklung hatte ich bereits die letzten Wochen an mir bemerkt, doch dabei war meine Hoffnung stets gewesen, dass sich diese Entwicklung abschließen würde, wenn die Gespräche vorbei waren. Dass wir uns nun mit Siebenmeilenstiefeln auf das Ende zubewegten, und ich nicht das Gefühl hatte, dass mein Bild wieder schärfer wurde, ließ mich zweifeln. Stark zweifeln. Vor allem an mir selbst.

Kann ich dieses Verwischen mit dem Verwischen des Lebens vergleichen, das mein Großvater in seiner Jugend erlebt hat? War dieses Verwischen irgendwie immer das gleiche – nur zu anderen Zeiten, unter anderen Lebensumständen?

Diese ins Absurde führenden Fragen stellte ich mir. Ich schrieb sie mir auf, dachte darüber nach, fand Antworten, die noch weitaus absurder als die Frage waren, und versuchte mir selbst klar zu machen, dass ich auf dem völlig falschen Weg zu sein schien.

Was aber war der richtige Weg? Ursprünglich wollte ich verstehen, was mein Großvater im Krieg durchgemacht hatte, was seine Geschichte war, wie er zu dem wurde, der er heute war. Doch nun drohte ich mit leeren, nein, mit entleerten Händen dazustehen. Ich drohte, mich von meinem Großvater zu entfernen, drohte, das mir zurechtgelegte Bild des Zweiten Weltkriegs zu verlieren, drohte, mir keinen Grund mehr einreden zu können, warum ich diese Gespräche denn nun fortführen und niederschreiben sollte.

Mit dieser Einstellung ging ich einige Tage später zu meinem Großvater, der mich schon mit Kaffee und Kuchen erwartete – ganz so, als würden wir uns zu einem netten Plausch treffen. Ich erzählte ihm von meinen Zweifeln und erkannte gleich, dass ein Abbruch der so weit fortgeschrittenen Gespräche auf keinen Fall in Frage kam. Dafür hatte er sich viel zu sehr in diese Erinnerungen zurückversetzt, als dass ich ihn jetzt damit alleine lassen konnte – unerzählt und damit unverarbeitet. Auch wenn er diese vielleicht schon mehrfach verarbeitet hatte – hier und heute hatte er sie im Kopf. Und sie mussten hinaus, aus seinem Mund zu mir dringen, damit ich sie niederschreibe.

So absurd es auch klingen mag – je weniger ich verstand, warum ich das alles überhaupt tat, desto sicherer war ich mir, dass es richtig war. Wie ich zu diesem Schluss kam? Ehrlich?! Keine Ahnung!

\*\*\*

»Das Kriegsende war wohl ein großer Schock für diejenigen, die vorher das Sagen hatten!«, meinte ich, nachdem ich mich bei meiner Großmutter versichert hatte, dass weiterhin alles in Ordnung war.

»Das Kriegsende war vielleicht für viele ein Schock, aber da waren wir ja schon zwei Monate besetzt! Das war das eigentliche Ende für jene in unserer Stadt, die vorher die Macht in den Händen gehalten haben!«

»War es wirklich so, dass sie bis zum Schluss die Macht besaßen, selbst als klar war, dass die Alliierten im Vorrücken waren?«

»Natürlich! Bis zum allerletzten Tag! Weil ja die meisten noch dachten und davon ausgingen, dass wir noch mal einen Gegenschlag durchführen würden!«

»Die berühmte Gegenoffensive!«

»Nach der Ardennenoffensive waren sich die meisten sicher, dass die deutsche Armee noch stark genug war, um sich ein weiteres Mal dem Gegner entgegenzuwerfen!«

»Und als die Offensive ausblieb?«

»Da standen plötzlich die Alliierten vor dem Tor und überrollten uns ohne sonderliche Gegenwehr! Damit endete auch die Herrschaft der Nazis hier vor Ort!«

»Einfach so?«

»Einfach so!«

»Und was haben die Nazis gemacht? Ich meine, die waren doch jedem bekannt? Oder nicht?«

»Du meinst, ob sie direkt nach der Besetzung gefangen gesetzt wurden?«

»Genau!«

»Nein!«

»Nein?! Wieso nicht? Gab es denn niemanden, der die Täter zur Verantwortung ziehen wollte?«

»Darum ging es nicht!«

»Worum denn?«

»Wir waren immer noch im Krieg, und niemand wusste so recht, wie es laufen würde. Außerdem war es noch nicht klar, ob wir nicht am Ende doch zusammenhalten mussten, gegen die Besatzer. Erst als geklärt war, dass die Alliierten nicht darauf aus waren, das deutsche Volk für die Taten leiden zu sehen, konnten einige damit beginnen, den Alliierten die Täter einen nach dem anderen zu verraten.«

»Das lief dann unter dem Namen der Entnazifizierung!?«

»Unter anderem. Es gab dafür mehrere Begriffe. Entnazifizierung war eher ein späterer Begriff. Für die meisten war und blieb es ein Denunzieren. Nur dass jetzt die Nazis verraten wurden und nicht andersherum.«

»Aber konnten sich die Nazis nicht denken, was passieren würde? Sind die nicht geflohen?«, fragte ich meinen Großvater.

»Wohin hätten sie denn fliehen können? Natürlich fragten sie sich wahrscheinlich, wie sie sich vor der Verantwortung drücken konnten, aber die meisten fanden keine andere Möglichkeit, als ihre Mittäterschaft abzustreiten. Als dann irgendwann festgestellt wurde, dass die meisten Mitläufer gewesen sein sollten, war klar, dass die kleinen Lichter kaum etwas zu befürchten hatten.«

»Was dazu führte, dass viele noch in Amt und Würden blieben.«

»Genau so war es! Auch wenn es vielleicht nicht anders ging, um eine funktionierende Verwaltung aufzubauen, so war es dennoch merkwürdig, wenn man bei einem ehemaligen Nazi auf dem Amt einen Antrag stellte, den dieser ohne jedwede Schuld entweder zeichnete oder zurückwies. Als wäre nichts gewesen. Als trüge er keine Schuld, nachdem ihn irgendwer als Mitläufer eingestuft hatte.«

»Wer konnte ihn denn überhaupt einstufen? Waren das irgendwelche Beamte oder wie lief das ab?«

»Meistens waren es Ausschüsse, die bestimmt wurden, die Verantwortung des Angeklagten abzuschätzen.«

»Und das waren dann keine Nazis in den Ausschüssen?«

»Zum Teil ja, zum Teil war das nicht immer ganz klar. Weil nicht in jedem Fall genau gesagt werden konnte, ob eine Mitschuld bestand oder nicht.«

»Was mir irgendwie nicht aus dem Kopf geht, ist die Frage, wie man das damals gemacht hat – wo es doch keine Computer und riesige Aktenführung gab.«

»Man verließ sich vor allem auf die Augenzeugenberichte!«, erklärte mein Großvater. »Bei einigen hatte man Schriftliches in der Hand, aber meistens wurden Zeugen befragt.«

»Lag darin nicht ein großes Risiko, dass manche versuchten, auf diesem Weg alte Feinde loszuwerden? Ich finde, dass man das wohl sehr einfach, mit wenigen Lügen einleiten konnte!«

»Das will ich nicht ausschließen, aber ich glaube auch, dass es davon nicht sehr viele Fälle gab. Wir standen alle noch so unter dem Schock der letzten Jahre, dass ich mir kaum vorstellen kann, wie einer diese Situation ausnutzte, um sich seiner Feinde zu erledigen.«

\*\*\*

Im ganzen Kreis wurden nach dem Zweiten Weltkrieg knappe fünftausend Nazis identifiziert und aktenkundig vermerkt. Zehn Prozent davon war der Frauenanteil, wobei die meisten in lokalen Verbänden organisiert waren – was aber nichts heißen muss. Die meisten Ortsverbände wurden kurz nach dem Krieg aufgelöst, manche waren bereits während der Besatzungsphase aufgelöst oder trockengelaufen. In diesen Verbänden lag für niemand mehr eine Zukunft. Das wussten alle.

Unter dem Schlagwort Bereinigung der Verwaltung und Wirtschaft zogen nazifreie Gruppierungen durch die einzelnen Dörfer und Kleinstädte, um Nazis zu identifizieren, ihnen einen kurzen Prozess zu machen – es war kein richtiger Prozess, sondern mehr eine Ermittlung mit anschließender Einschätzung, die meistens bindend wurde. Diese Ermittlungen konnten nur deswegen funktionieren, weil man entweder belastendes Material gegen denjenigen fand, oder weil der- oder diejenige von einem anderen verraten wurde. Was für die meisten Verräter kein Problem darstellte, da man jemanden verriet, der sich offenbar für die falsche Seite entschieden hatte – und den man jetzt einfach der gerechten Strafe zuführte. Dass dieses Verhalten aber auch nichts weiter war als ein Denunzieren, das war für viele der Verräter nicht greifbar. Am Ende verriet man einen Verräter am eigenen Volk – allein an diesem Zustand kann ein Außenstehender ermesen, wie schwer diese Zeit moralisch zu durchdringen ist. Gerade heute, von der Distanz, ist es umso schwieriger, wenn nicht gar unmöglich, eine Wertung dieser Handlungen vorzunehmen. Man kann

sich kaum vorstellen, wie man die Legitimität einer Handlung über die Legalität derselbigen stellen konnte. Aber es war eine völlig andere Zeit, ohne funktionierenden Rechtsstaat und Richterwesen. Wie froh war ich, dass mein Großvater nur maßvoll urteilte und den menschlichen Aspekt des Verzeihens vorhielt, auch wenn er bei seinen Erzählungen betonte, wie abscheulich er das Verhalten beider Verräter empfand.

Ich ging davon aus, dass er trotz des einen Mannes, den er erwähnte, selbst wohl niemanden verraten hatte – zumindest ließ seine Reaktion und seine Positionierung keinen anderen Schluss zu –, aber dann war ich überrascht, als ich erfuhr, dass auch er nicht ganz frei von der Schuld des Verratens war.

Als die Säuberungen begannen, wurde er gerade sechzehn, und obwohl er inzwischen vom Kopf her viel erwachsener war als die Generationen zuvor oder danach im gleichen Alter, so wussten die Suchenden ihn so zu manipulieren, dass er Sachen sagte, von denen er nachher dachte, dass diese dazu führen konnten, dass ein anderer stärker in die Mangel genommen wurde, als ohne seine Hinweise. Und wenn dann genau dieser auch noch zu Verhören mitgenommen wurde, dann machte sich mein Großvater alle möglichen Gedanken, welchen Anteil er wohl an dem Inhalt dieser Verhöre hatte. War er der einzige, der belastendes Material oder Aussagen geliefert hatte, sodass jemand Rede und Antwort stehen musste? Oder war er nur ein Tropfen auf dem heißen Stein? Da man nur selten etwas von dem erfuhr, was während eines solchen Schnellprozesses besprochen und entschieden wurde, blieb diese vermeintliche Schuld an ihm haften, und er brauchte auch einige Jahre, ehe er damit abschließend umzugehen lernte.

Es war eine Reinigung aller gesellschaftlichen Strukturen, die von unten nach oben und von oben nach unten vollzogen werden sollte. Das bedeutete, dass man über Untergebene in der Hierarchiestruktur erfahren wollte, was der damalige Vorgesetzte getan hatte, und vice versa versuchte man die Vorgesetzten dazu zu drängen, auch das oft weitverzweigte Netz an Mithelfern vollständig offenzulegen. Und eben in jene Mühle war mein Großvater hineingeraten, ohne dass er selbst innerhalb dieser Struktur zuvor einen festen Platz gehabt hatte.

Bei diesen Säuberungsaktionen zur Entnazifizierung wurde aber nicht ein Kahlschlag durchgeführt, sondern versucht, genauer hinzuschauen - oder wegzuschauen. So wurden Jugendliche nicht so hart bestraft wie Erwachsene, weil man davon ausging, dass sie eher Mitläufer denn voll schuldfähige Täter waren. Zudem wurde darauf geachtet, in welcher gesellschaftlichen Position der Enttarnte zurückkehren würde, wenn er denn den Makel der möglichen Täterschaft abschütteln konnte. Es galt die Grundausrichtung, dass in der personalführenden Verwaltung oder in den oberen wirtschaftlichen Positionen kein Täter zu finden sein durfte. Was so aber nur auf dem Papier stand, wie die weitere Geschichte zeigen wird. Unter dem Grundsatz, dass keiner unersetzbar war, führte der Druck von außerhalb zu einer größeren Umwälzung, bei der jedoch

genügend durchs Sieb fielen. Entweder weil sie tatsächlich weniger Dreck am Stecken hatten, sich gut tarnen konnten oder die Beziehungen spielen konnten, die ihnen noch erhalten blieben.

Als dann die ersten gingen, die Stadt und den Kreis verließen und nie wiedergesehen wurden, während manche versuchten, ihr Leben selbst zu beenden, wiederum andere sich trautes, die Schuld und die vermeintlichen Blicke der anderen zu ertragen – da erkannte mein Großvater, wie sehr das Nazidenken die gesamten Bevölkerung durchdrungen hatte. Wie sehr das Geschwür angewachsen war, das man jetzt von außen und von innen versuchte, vom Körper abzutrennen. Aber wie kann man ein Geschwür abtrennen, das so fest mit dem restlichen Gewebe verwachsen ist?

\*\*\*

»Ihr seid zwar von den Alliierten und vor allem von den amerikanischen Truppen besetzt worden, aber später im Jahr ging euer Kreis an die Franzosen!«, eröffnete ich einen anderen Aspekt der frühen Nachkriegszeit.

»Das stimmt!«, kam es deutlich zurückhaltend von meinem Großvater zurück.

»Das stimmt?! Mehr willst du dazu nicht sagen?«

»Ich weiß nicht, ob ich das irgendwo geschrieben sehen möchte!«, meinte er.

»Es war also keine so angenehme Zeit?«

Ich sah, wie es in ihm arbeitete. Ich wusste aus einem Text, den ich zur Vorbereitung gelesen hatte, dass die Besetzung der Franzosen anders gesehen wurde als die Besetzung durch die Amerikaner. Ich ließ ihn, denn ich wollte ihn auch nicht zu irgendeiner Aussage zwingen, die er nicht machen wollte. Dann aber hob er seinen Blick, schaute zur Seite, etwas an mir vorbei und antwortete auf meine Frage.

»Nein, es war keine so angenehme Zeit. Aber das lag nicht nur an den Franzosen – so ehrlich muss man sein.«

»Aber es war auch anders als unter den Amerikanern?«

»Auf jeden Fall.«

»Warum? Kannst du dir Gründe dafür denken?«

»Für mich liegt es auf der Hand!« Dann zögerte er kurz, schien noch mal über seine Worte nachzudenken. »Du musst den Unterschied sehen. Die Amerikaner sind als Armee nach Europa gekommen, um Hitlers Armeen zu besiegen. Die Franzosen sind selbst Opfer eines Angriffs gewesen.«

»Das heißt also, dass du glaubst, dass die Franzosen sich für die Gräueltaten der Deutschen rächen wollten, während es für die Amerikaner im Grunde nur ein Auftrag war.«

»In der Grundausrichtung hast du nicht ganz Unrecht. Auch wenn es sicherlich nicht so schwarz und weiß war. Es gab auch unter den Amerikanern Soldaten, die den Druck an uns weitergaben, unter dem sie standen. Bei den Franzosen war es aber eher so, dass ich das Gefühl hatte, dass sie uns schon spüren lassen wollten, dass sie uns besiegt hatten.«

»War das denn nicht in Ordnung? Immerhin haben die deutschen Armeen den Franzosen selbiges ein paar Jahre zuvor angetan.«

»Gar keine Frage. Ich will ja auch nicht darauf hinaus, dass ich das Verhalten der Franzosen nicht verstehen konnte.«

»Aber?«

»Aber du wolltest doch auf eine Aussage hinaus, warum die Besatzung unter den Franzosen anders war als unter den Amerikanern.«

»Das stimmt.«

»Und genau deinen Gedankengang, das, was du daraus gemacht hast, war das, was ich nicht implizieren wollte. Auch wenn der Winter sechsendvierzig, siebenundvierzig durch die Franzosen und deren Besatzung der schlimmste Winter meines Lebens war, kann ich durchaus nachvollziehen, warum das alles so gekommen ist.«

»Wieso war es der härteste Winter deines Lebens?«

»Zunächst einmal war es ein sehr harter, langer, kalter Winter.«

»Dafür können die Franzosen ja nichts!«, wollte ich die Situation etwas mit einer witzigen Bemerkung entspannen, doch das wollte nicht so recht zünden.

»Natürlich nicht!«, kam es auch prompt und streng zurück. »Aber da wir vorher nicht ordentlich geerntet hatten, weil wir im Frühjahr nicht genug Hände und Gerät hatten, um ordentlich auszusäen, wurde es mit den Lebensmitteln knapper und knapper. Dazu kam, dass die Franzosen fast alles beschlagnahmten, was ihnen unter die Finger kam.«

»Sprichst du von Repressionen, die ihr bezahlen musstet, oder waren es illegale Diebstähle?«

»Beides. Aber das meiste war schon offiziell. Es gab die allgemeine Weisung des Landesvertreters und des Kreisverantwortlichen, dass den Franzosen große Teile des Viehs und der sonstigen Nahrungsmittel auszuliefern waren, damit diese überleben konnten. Dass wir damit umso schwerer überlebten, sahen wohl nur wenige. Aber damit mussten wir wohl als Kriegsverlierer umgehen!«

»Hat das nicht zu großer Unzufriedenheit unter den Menschen geführt?«

»Natürlich! Aber was wollten wir denn machen?«

»Zusammenraufen und gegen die Besatzer...« Ich stockte, als ich den veränderten Blick meines Großvaters sah.

»Das meinst du nicht im Ernst, oder? Die meisten von uns waren Frauen, Kinder oder ältere Männer, dazu versuchte jeder nur zu überleben. Es gab einige, die sich bei den Franzosen einzuschleimen versuchten, indem sie ihnen verrieten, wer noch etwas zu essen versteckte.«

»Die Denunzierung ging also weiter?«

»Die Denunzierung war über Jahre das Mittel der Wahl zum Überleben gewesen – warum sollte es gerade jetzt, in der Zeit der größten Not, nicht mehr genutzt werden?«

»Stimmt wohl!«

»Wir mussten aber auch noch andere Sachen abgeben, Volksempfänger, Werkzeuge, technisches Gerät. Das führte dazu, dass wir im nächsten Frühling vor einem ähnlichen Problem standen wie auch die Jahre zuvor: dass wir in der Aussaatzeit nicht genügend Saatgut, Arbeiter und Geräte hatten, um so viel anzubauen, dass es für alle reichte.«

»Wie lange dauerte es denn, bis das wieder normal war?«

»Keine Ahnung. Ehrlich! Da kann ich nur schätzen, dass es schon ein paar Jahre, vielleicht bis Anfang der fünfziger Jahre dauerte, ehe es wieder seinen normalen Rhythmus hatte. Aber da fing es dann auch an, dass man Traktoren vermehrt einsetzte. Das ist also schwer einzuschätzen. Außerdem ist es auch schon sehr lange her!«

Er seufzte und schaute schweigend aus dem Fenster. Gerade die letzte Bemerkung hatte mich aufhorchen lassen, weil mir wieder mal auffiel, wie pauschal seine Erinnerungen wurden, seitdem wir den Krieg verlassen hatten. Das war mir schon beim letzten Gespräch aufgefallen, dass er sich an manche Themen sehr detailliert erinnern konnte, während andere über einen langen Zeitraum pauschalisiert wurden. Aber erinnern sich Menschen nicht alle auf diese Weise? Oder nahezu alle?

\*\*\*

Ich stellte mir, seitdem die Gespräche begonnen hatten, immer wieder zwei Fragen, die ich für mich als zentral ansah: Erstens – was für einen Menschen hatte der Krieg aus meinem Großvater gemacht? Gab es sichtbare Spuren in seinem Wesen? Und zweitens – warum hatte ich mir nie Gedanken darum gemacht, dass hinter allen seinen Entscheidungen und Aktionen ein Mensch steckte, dessen Kindheit abrupt endete und niemals wieder zurückkam?

Die Veränderung des Menschen in die eine oder andere der vielen Richtungen ist eine entscheidende, wenn es darum geht, wie das weitere Leben bestritten wird.

Auch wenn ich meinem Großvater diese beiden Fragen niemals explizit stellte, so kreisten unsere Gespräche immer um diese zentralen Punkte, und ich spürte, dass ich mit jedem Abschnitt, mit jedem Satz, ja sogar mit jedem Wort versuchte, mich mehr und mehr in die Situation meines Großvaters einzufinden – wie schwer mir das aus der menschlichen, aber vor allem zeitlichen

Distanz auch möglich fiel. Die Zweifel blieben immer noch bestehen, ob ich mich überhaupt in seine Richtung bewegen konnte, und ohne, dass ich es forciert hatte, kamen wir auf etwas zu sprechen, was bisher nur sehr am Rande mitdiskutiert wurde: die Frömmigkeit der Menschen.

Ich fragte ihn, wie er es mit der Kirche nach dem Krieg hielt, und obwohl er nicht die direkte Bindung zu der Sakralität der Gotteshäuser besaß, war er dennoch – wie die meisten der Überlebenden – meistens am Sonntag in der Messe zu finden gewesen.

Der Kirche kam nach dem Krieg eine bedeutende Rolle in der Trauerbewältigung zu. Viele Familien – eigentlich gab es keine einzige, die nicht mindestens einen Verlust erlitten hatte – trauerten und mussten verstehen und damit umgehen lernen, dass sich die familiäre Lastenverteilung auch nach dem Krieg nicht verändern, geschweige denn verbessern würde. Und selbst jene Familien, die das vermeintliche Glück hatten, dass die Männer, Väter und Söhne wohlbehalten aus dem Krieg wiederkamen, mussten akzeptieren, dass es nicht wie vor dem Krieg war. Es konnte nicht wie vorher sein! Dafür ist das Erleben eines Krieges, das Naherleben des ständigen Todes – des womöglichen eigenen Todes – so einschneidend, dass an ein Leben wie vor dem Krieg kaum zu denken war.

Das, was übrigblieb, war die Aufgabe, die Situation so gut wie möglich zu meistern. Es war ein Arrangieren mit der Lage, die deswegen im ersten Moment leichter schien, weil auch die Daheimgebliebenen den Schrecken des Krieges erlebt hatten, sodass sie sich gegenseitig verstehen konnten.

Die Kirche, deren Rolle im Zweiten Weltkrieg durchaus als ambivalent bezeichnet werden kann, übernahm dann jedoch ihre seelsorgerische Aufgabe und spendete denjenigen Trost, die es nach dem Krieg nötig hatten. Gemeinsam begrub man Seelen, deren Körper nicht vorhanden waren, gemeinsam errichtete man Mahnmale, und man betete gemeinsam für die Verlorenen. Dass sie dort, wo sie jetzt waren, wenigstens in Frieden leben konnten.

Mein Großvater erzählte mir, dass er niemals wieder so stark besuchte Predigten wie kurz nach dem Krieg erlebt hatte. Obwohl die Abwesenheit der vielen in den Kampf Gezogenen die Anzahl der Menschen reduzierte, strömten dennoch so viele zu den Messen, dass es geschehen konnte, dass man weder einen Sitzplatz, noch einen Platz im Gang oder im Rückraum ergattern konnte. Wenn es ganz schlecht lief, musste man im Regen draußen vor der Kirche warten, und trotz dessen, dass man nichts sah oder hörte, verblieb man dort – als ein Zeichen von Solidarität, weil am Ende jeder seinen Schaden davongetragen hatte.

Eine weitere Funktion, die die Ambivalenz der Rolle der Kirche im Zweiten Weltkrieg dokumentiert, ist die Tatsache, dass die Pfarrer und Pastöre oft als Leumund für diejenigen dienen sollten, die nach dem Krieg in einem schlechten Licht standen. Das konnten Täter, aber auch Opfer sein, die man durch Denunzierung zu Tätern machte, und in den angefertigten Dokumenten ist

des Öfteren nachzulesen, dass die Meinung des Geistlichen die Marschrichtung für die endgültige Einstufung bestimmte oder zumindest stark beeinflusste.

Was hieraus entstehen konnte, wenn einer, der im Krieg zu den Unterdrückten zählte und nicht selten die Hinterlist benutzen musste, um sein eigenes Überleben zu sichern, plötzlich zum Richter über die Zukunft von Menschen wird – von jenen Menschen wird, die ihn vormals unterdrückten, ist leicht vorhersehbar. Auch mein Großvater konnte mindestens von zwei Fällen im näheren, nachbarschaftlichen Umfeld berichten, wo sich der Pfarrer für das ertragene Leid rächte – obwohl er Sonntag für Sonntag zur Vergebung aufrief und die Zuhörenden anleitete, mit ihm um Vergebung zu beten.

Trotz der Ambivalenz der Kirche in ihren Entscheidungen und Reaktionen erzählte mein Großvater aber auch davon, dass nach dem Krieg viele Einrichtungen nur deswegen überlebten, weil die Kirche die Aufgabe eigenverantwortlich übernahm. Was wohl aus dem Krankenhaus geworden wäre? Aus den Schulen? Aus den Heimen, den Lazaretten, die es immer noch gab, aus den anderen sozialen Einrichtungen, die der Staat, das Land und die Stadt aus vielerlei Gründen nicht betreiben konnten?

Ja, das Verhalten der Kirche war nicht frei von Schuld, meinte mein Großvater, aber was ist schon in Zeiten des Krieges und des Wiederaufbaus im Ganzen frei von Schuld?

\*\*\*

»Wie war denn das erste Weihnachtsfest nach dem Krieg? Im Krieg, hast du ja erzählt, gab es keine Geselligkeit, und Spaß wollte auch nicht so recht aufkommen! Gab es denn so etwas danach oder hat das noch ein paar Jahre gedauert, bis auch wieder die Festlichkeiten normal abliefen?«

»Was heißt schon normal?«, fragte mein Großvater, und ich dachte schon darüber nach, wie ich ihm das erklären sollte. Doch dann fuhr er fort. »Irgendwie hat sich alles – auch Weihnachten, Kirmes, Ostern – einfach alles so schnell verändert, dass ich kaum beschreiben kann, was normal ist und was nicht. Wenn du mit normal meinst, dass es wie heute ist, dass man sich zu einem Festessen trifft, um dann die Geschenke auszupacken – das war auch vor dem Krieg schon anders. Während des Krieges sowieso!«

»Das meinte ich auch gar nicht. Außerdem ist mir schon klar, dass man die heutigen Feste nicht mit denen damals vergleichen kann. Selbst in meinem Leben hat sich das um so viele Grad gedreht, dass ich selbst im Vergleich heute und vor zehn Jahren kein normal definieren kann.«

»Warum aber dann die Frage?«

»Vielleicht meinte ich nicht normal in dem Sinne, dass etwas wie eigentlich gedacht ist. Sondern eher so, dass es dem nur nahekommt, wie man es sich dachte. Und dann natürlich implizit die Frage, wie normal das dann war!«

»Du fragst manchmal seltsame Sachen!«, meinte mein Großvater mit einem Lächeln auf den Lippen, das ich nicht so recht einzuschätzen wusste.

»Ich möchte aus deinem Mund und aus deinen Erinnerungen erfahren, wie du die Zeit der Veränderungen erfahren hast.«

»Wie meinst du das?«

»Nimm mal das Weihnachtsfest. Es war vor dem Krieg so, wie du es beschrieben hast. Dann hat es sich zu etwas entwickelt, was man sich nicht direkt unter dem Weihnachtsfest vorstellt – insbesondere nicht, wenn man die unterdrückte Kirche und die Geschichte um das Christuskind denkt. Dann ist der Krieg vorbei, die Kirche und der Glaube wird wieder stärker...«

»Nicht der Glaube! Der wurde nicht stärker. Der war nur wieder präsent, weil man keine Angst mehr davor haben musste, wenn ein anderer einen beten oder in die Kirche gehen sah!«

»Gut, von mir aus! Die Frage ist aber dennoch dieselbe: Wie veränderte sich das Weihnachtsfest nach dem Krieg – und für mich steht das Weihnachtsfest symbolisch für die anderen Feste. Kann ich das so sehen?«

»Kannst du!«, kam es zügig von meinem Gegenüber. Doch dann schränkte er sich leicht ein. »Na ja, vielleicht nicht unbedingt für die ersten beiden Weihnachtsfeste.«

»Wieso nicht? Was machte die beiden so besonders?«

»Dass es wenig zu essen gab, das man auftischen konnte. Die meisten hatten nichts Besonderes, weil es das entweder nichts gab oder sie es sich nicht leisten konnten.«

»Aber war das bei den anderen Festen nicht auch so?«

»Nicht ganz.«

»Warum? Was ist denn an den anderen Festen, die an Weihnachten so vollkommen anders ist?«

»Zum einen das Wetter! Und dann der Wunsch, in einem warmen Heim etwas Warmes zu essen. Ostern gab es vor allem bunte, hartgekochte Eier – die konnte man sich schon besorgen! Es gab Hühner und ausgekochte Zwiebelschalen auch. Und zur Kirmes war man draußen und hat sich eine Bratwurst oder ein paar Bratkartoffeln gegönnt. Und selbst zum Martinsmarkt gab es Maronen oder geröstete Bucheckern, die günstig waren. Weihnachten war da grundlegend anders. Weil das Fest aber auch ein anderes ist.«

»Weil man zu Hause sitzt und es draußen ungemütlich ist?!«

»Das ist ein Teil der Wahrheit.«

»Und der andere? Dass man nichts zu essen hatte?«

»Richtig. Stell dir nur mal vor, du sitzt zu Hause, verhungerst fast, hast nur die minimale Wärme eines kleinen Ofens, um den sich alle drängen, bist mehr im Halbschlaf denn wach, draußen ist es dunkel und eiskalt. Und dann fällt dir ein, dass Weihnachten ist. Deine Gedanken schweifen ab, zu den Festen vor dem Krieg. Du erinnerst dich an das Essen, an die Familienfeste, an das Drumherum, an die Geselligkeit, an das Süße, kannst es fast noch im Raum riechen. Die Plätzchen, der trockene Kuchen, die gerösteten Maronen, der Duft von Gekochtem und Gebratenem. An diesen Tagen leidest du doppelt.«

\*\*\*

Meine Notizen glichen meinem Kopf – sie waren überfüllt und schienen zu flimmern, wenn ich meine Augen darüber rieb. Als ich zu Hause ankam, ließ ich mir ein heißes Bad ein und hoffte, dass ich die Inhalte des Gesprächs solange in mir vorverarbeiten konnte, bis ich einen geeigneten Zugang fand, um sie adäquat zu Papier zu bringen. Doch kaum, dass ich begann, mich entspannt in die Badewanne zu legen, schossen mir die Bilder vor die geschlossenen Augen. Ich wusch mich fertig, stand auf, trocknete mich einigermaßen ab und setzte mich vor meinen Computer, um die Erinnerungen des Tages zu verarbeiten.

Dabei fiel mir wieder eine Frage besonders ein: Was heißt schon normal? Mein Großvater hatte mir die Frage gestellt, obwohl ich derjenige war, der von ihm etwas erfahren wollte.

Was hieß normal in diesem Zusammenhang? Was war die Intention meiner Frage nach einer Normalität? Heute, in einer Zeit, in der man so wenig wie nur möglich von Normalität sprechen kann, weil irgendwie alles immer speziell, extravagant, aufregend oder spannend sein muss. Was war Normalität? Und wie würde diese Antwort nach Normalität mit der Art der Normalität zusammenpassen, die ich als Antwort von meinem Großvater erwartet hatte?

Ich stand von meinem Computer auf, ging in die Küche, öffnete den Kühlschrank, nahm mir das heraus, was ich gesucht hatte und schmierte mir ein Brot. Ich stellte alles zurück, entschied mich für einen Kaffee, machte mir auch diesen und nahm alles mit vor den Fernseher. Ich aß langsam und bedächtig, kaum fähig, einen klaren Gedanken zu fassen, so müde war ich vom Kopf her.

Da es etwas kühl in meinem Wohnzimmer war – ich hatte bei kühleren Temperaturen den ganzen Tag das Fenster auf Kipp gehabt – schloss ich das Fenster, drehte die Heizung etwas auf, widmete mich wieder meinem Essen und sah einer Sendung zu, von der ich nachher kaum noch etwas wusste.

So langsam spürte ich auch die Wärme, die den Raum füllte, und indem ich mich auf dem Sofa ausstreckte, lang machte und mich unter die bereitliegende Samtdecke zurückzog, spürte ich mit

einem Mal, wie mich die Müdigkeit übermannte. Ich fiel in einen leichten Schlaf, aus dem ich zwei Stunden später angenehm aufwachte.

Es war früher Abend und ich fragte mich, was ich wohl in den nächsten Stunden machen würde. An den Gesprächsnotizen arbeiten, war völlig unvorstellbar – es schien, als ob der Schlaf mich von den Erinnerungen des Tages entfernt und befreit hätte. Ich fragte mich, ob ich schon alles verarbeitet hatte, was mir mein Großvater erzählte, und ob ich mir meine Fragen selbst beantwortet hatte.

In diesem Moment wusste ich es tatsächlich nicht und ging daran, mich für den Abend ausgehertig zu machen. Ich schnappte mir mein Handy, rief einen Kumpel an und verabredete mich mit ihm in einer Bar in der Stadt. Dorthin konnte ich unproblematisch zu Fuß gehen – meine Wohnung lag zentral nahe der Innenstadt, und als ich in die Bar eintrat, fühlte ich mich so befreit wie seit langem nicht mehr. Ich begrüßte meinen Freund, und wir bestellten etwas zu trinken, schauten halb einem Fußballspiel auf dem riesigen Flatscreen zu, halb suchten wir den Barraum nach weiblicher Gesellschaft ab, als es mich urplötzlich traf: die Normalität!

Ich entschuldigte mich für mein Verhalten, schwor meinem Kumpel, dass ich ihm in einigen Tagen erzählen könnte, was in mich gefahren war, zahlte und lief so schnell wie nur möglich nach Hause. Dort angekommen, fuhr ich meinen Computer hoch, startete das Textverarbeitungsprogramm und wusste, was ich die ganze Zeit mir nicht richtig beantworten konnte: was ist Normalität?

Die Frage, die ich gestellt hatte, war weniger eine, die mein Großvater beantworten sollte, sondern war, die Frage in meine Richtung zu stellen. Mein Großvater hatte mit seiner Gegenfrage instinktiv die richtige Richtung erahnt. Ich aber hatte diese veränderte Grundlage nicht verstanden und mich dümmlicher angestellt, als ich mich anstellen sollte.

Warum nur hatte ich nicht verstanden, dass ich mich mal – und mit mir mein Leben – insoweit infragestellen sollte, um mir die Frage zu beantworten, was ich alles als normal betrachtete, was für meinen Großvater in einem vergleichbaren Lebensabschnitt als absoluten Luxus gelten musste: eine warme Wohnung, wenn ich sie warm haben möchte, ein Kühlschrank, der gefüllt ist, sodass ich mich bedienen kann, eine bequeme Couch, auf der ich mich zurückziehen kann, ohne dass ich Angst haben muss, dass mein Haus während meines Schlafes von einer Bombe getroffen wird. Und zu guter Letzt, die einfache Entscheidung, an diesem Abend auszugehen, irgendwohin, wo ich Spaß haben konnte, ausgelassen, ohne einen Gedanken darum haben zu müssen, dass ich vielleicht nach Hause zurückkomme und alles ist anders.

Das war die Normalität, das war die Antwort auf meine Frage: dass ich über heute hinausblicken konnte, weil morgen auch wieder alles normal sein würde. Klar änderte sich die Zeit aktuell viel schneller als in den Sechzigern oder Siebzigern, doch in Zeiten des Kriegs und der Besatzung

konnte jeder Tag das gesamte Leben völlig verändern. Und wie oft das Leben meines Großvaters von heute auf morgen verändert wurde – das konnte ich nicht abschätzen.

Diese Wörter tippte ich über die Tastatur in das Programm, lehnte mich zurück und überlas das Geschriebene, ließ meine Gedanken schweifen, fing sie wieder ein und musste mir gestehen, dass die Frage nach Normalität die vielleicht absurdeste und zugleich wichtigste gewesen war, die ich die gesamte Zeit über gestellt hatte.

Wie auch konnte man sich auch auf etwas freuen, wenn man nicht mal wusste, ob man am nächsten Tag genug zu essen haben würde? Wie konnte man sich auf etwas freuen, von dem man ahnte, dass man dort einige Menschen treffen würde, von denen man das nächste Mal hörte, dass sie aus dem Leben geschieden sind? Wie hatte mein Großvater diese ganzen Geschichten überhaupt verarbeiten können?

Vermutlich hatte er vieles einfach verdrängt. Vieles, das er heute an sich heranlässt, weil es das Leben ist, wie es ist. Menschen werden alt, werden krank, sterben. Aber ich merke auch, wie ihn Nachrichten von jüngeren Menschen schocken, jene, die vor ihrer Zeit aufgrund von Krankheiten gehen müssen. Dann wird er besonders sentimental, und ich bin mir sicher, dass in dem Verarbeiten dieser Nachrichten auch noch viele Emotionen aus der Zeit des Krieges mitschwingen. Diese Erinnerungen haben ihn geprägt und wachsam für das Wandelhafte des Lebens gemacht, für das Menschliche. Denn dieses Gespür hat er wie kein zweiter, den ich kenne.

\*\*\*

»Bei jeder Krise ist es doch so, dass man irgendwann die Talsohle erreicht hat und es dann mal langsamer, mal schneller wieder bergauf geht!«, hielt ich meinen Großvater inhaltlich nahe am Ende des letzten Gesprächs. »Wann war denn die Talsohle erreicht? War das schon am Ende des Krieges oder erst später?«

»Gute Frage! Da muss ich erst einmal nachdenken!«, antwortete er, dachte nach, wobei ich ihn intensiv beobachtete. »Also, ich würde sagen, dass die Talsohle im späten Winter fünfundvierzig, sechsendvierzig erreicht war. Aber ob das wirklich die Talsohle war, kann ich nicht mehr sagen. Ich weiß nur noch, dass ich so froh wie niemals wieder in meinem Leben war, als der Winter verschwand und sich der Frühling durchsetzte. Aber für andere mag diese Talsohle viel später gewesen sein, vor allem, die noch in Gefangenschaft waren oder noch schlechter dran waren als wir!«

»Das kann ich mir gut vorstellen!«, erwiderte ich und dachte mir im gleichen Moment, dass meine Vorstellung womöglich nicht ausreichte, um seine Gefühle im Frühjahr sechsendvierzig nachzuvollziehen. »Und danach wurde es wieder besser?«

»Langsam, sehr langsam.«

»Lag die langsame Verbesserung daran, dass es irgendwelche Ereignisse gab oder war es nur der Zeit geschuldet, der Distanz zum Kriegsende?«

»Gute Frage. So richtig besser wurde es eigentlich erst im Sommer des Jahres, als die Schaffung des Bundeslandes Rheinland-Pfalz anordnet wurde.«

»Die Schaffung von Rheinland-Pfalz brachte eine Besserung?«, wunderte ich mich, da ich mir keinen Grund vorstellen konnte, warum die Schaffung eines neuen Verwaltungsraumes zu einer Verbesserung der Lage führen konnte.

»Ich bilde mir ein, dass ich mich daran erinnern kann, wie sich die Haltung der Besatzer änderte, als klar war, dass wir uns bald wieder selbst verwalten sollten. Dann wurden ja auch Wahlen angesetzt und eine Landesverfassung sollte erarbeitet werden. Das war eindeutig die Voraussetzung, dass die französischen Soldaten zum Großteil bald abgezogen werden sollten!«

»Das ist schon interessant, was du das erzählst!«

»Warum?«

»Weil ich dich nicht in Erinnerung habe, dass du mal großartig über Politik geredet hättest!«

»Das kommt vielleicht daher, dass ich mich nie so richtig dafür interessiert habe! Ich muss auch ein bisschen zugeben, dass ich in einigen Büchern geblättert habe, in denen das stand!«, meinte er mit einem nachsichtigen Lächeln.

»Das heißt, du konntest dich eigentlich nicht daran erinnern und präsentierst mir das angelesene Wissen, als wäre es deins?«, fragte ich ihn provokativ.

»So ist es ja auch nicht.«

»Wie denn dann?«, spielte ich weiterhin den Beleidigten.

»Mein Gehirn ist auch nicht mehr das jüngste! Ich kann mich nicht mehr an jede Einzelheit erinnern. Und ob das mit der Verfassung und der Schaffung von Rheinland-Pfalz nun sechsvierzig, siebenvierzig oder achtvierzig war – das wusste ich nicht mehr. Was ich aber noch weiß, ist, dass es im zweiten Sommer nach dem Kriegsende aufwärtsging.«

»Und da du gelesen hast, dass da das Bundesland geschaffen wurde, dachtest du dir, dass das wohl was mit der Verbesserung der allgemeinen Lage zu tun hatte!«, wollte ich ihn nicht ganz so leicht aus der Situation entlassen.

»Ich kann nur sagen, wie es damals war. Meine Antwort wäre gewesen, dass sich die strenge Haltung der Franzosen veränderte, und dazu passte es, dass das Bundesland geschaffen wurde. Was ist falsch daran, wenn ich das in ein logisches Verhältnis setze?«

»Nichts.«

»Aber?«

»Es geht mir nicht darum, was du heute in ein logisches Verhältnis setzt, sondern, an was du dich damals noch erinnern kannst.«

»Und das willst du am liebsten ungefiltert, so, als könnte ich mit meinen Erinnerungen in diese Zeit reisen, um dir davon zu berichten!«

»Es ist mir schon klar, dass das nicht möglich ist, und deine Erinnerungen immer auch eine Adaption der Entwicklungen und des Wissens im Nachgang zu den Erfahrungen sind. Aber ich würde mir schon wünschen, dass du mir deine Erinnerungen so pur wie nur möglich weitergibst. Denn nur dann ist es mir überhaupt möglich, dich besser zu verstehen!«

»Du willst mich besser verstehen?«, wunderte sich nun mein Großvater, und ich fragte mich, ob ich damit nicht zu viel preisgegeben hatte. Aus Unachtsamkeit.

»Nicht so, wie du das verstehst!«, versuchte ich mich zu retten.

»Wie soll ich es denn verstehen?«

»Ich möchte verstehen, was du damals für ein Mensch warst!«

»Um herauszufinden, was für ein Mensch ich heute bin? Wie ich mich verändert habe? Was der Krieg und die Zeit danach mit mir angestellt hat? Willst du das wissen?«

»Das ist sicherlich ein Teilziel dieser Gespräche!«, gab ich zu und gestand mir selbst, dass ich in diesem Moment keine Ahnung hatte, ob diese Erkenntnis meinen Großvater verstören würde oder nicht.

»Irgendwie ist das witzig!«, meinte er nach einer Weile.

»Was ist daran witzig?!«

»Dass ich bisher noch gar nicht so richtig über deine Motive nachgedacht habe! Warum du das überhaupt machst! Klar, du hast mir was erzählt, aber das hier hat ja noch ganz andere Dimensionen!«

»Die sind aber auch nur peu-à-peu dazu gekommen. Am Anfang wollte ich deine Geschichten aufzeichnen, weil sie unsere Familie in Zeiten des Krieges beschreiben. Dann aber habe ich festgestellt, dass ich nicht nur dich, sondern auch zu einem großen Teil mich verstehen möchte.«

»Und?! Bist du dabei weitergekommen?«

»Viel weiter, als ich mir womöglich erträumen konnte!«

»Das freut mich umso mehr!«, gab mir mein Großvater zurück und legte seine Hand auf meine – eine Geste, an die ich mich wohl mein gesamtes Leben erinnern werde.

\*\*\*

Im Vordergrund aller Bemühungen der gewählten Landesregierung des neu geschaffenen Verwaltungsgebietes Rheinland-Pfalz standen damals die grundlegenden Dinge, derer es benötigte, dass der größtmögliche Teil der Bevölkerung überleben konnte.

Darunter fielen so einfache und heute selbstverständliche Sachen wie die Sicherstellung einer ausreichenden Ernährung und deren gerechte Verteilung, die Versorgung mit Kleidung und Schuhen – vor allem in einer annähernd richtigen Größe, passend zur aktuellen Jahreszeit, der Kampf gegen den um sich greifenden Häuserbrand, da es keine funktionierende Feuerwehr mehr gab, und insbesondere die Beseitigung der Kriegsschäden, die das Bild der kleinen Stadt prägten.

Das Haus meines Großvaters hatte nur wenig abbekommen; dafür hatte die Scheune einen Treffer erhalten. Das Nachbarhaus war sehr in Mitleidenschaft gezogen worden. Auch das Haus meiner Großmutter – die beiden kannten sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht – stand noch vollständig, da sie nicht direkt aus der kleinen Stadt, sondern aus einem versteckt liegenden Dorf stammte, das nur aus wenigen Häusern bestand, von denen jedoch zwei einen leichten Schaden abbekommen hatten.

Obwohl es Städte gab, die weitaus stärker zerstört wurden, sah man überall in der Stadt die Schäden. Alle größeren Gebäude – die Kirchen, die Schulen, die öffentlichen Gebäude, die Hotels, die Fabriken – alle hatten Schäden davongetragen, und das Aufräumen dauerte an. Ohne schweres Gerät und fast ausschließlich mit den Händen versuchten die überlebenden Einwohner, neben der Sicherung des eigenen Überlebens, die Schäden und Trümmer fortzuräumen.

Zunächst ging es darum, die Versorgungsadern in die Stadt hinein und wieder hinaus freizuräumen. Während die amerikanischen Soldaten noch mitgeholfen hatten, waren die Einwohner mit Übernahme der Franzosen auf sich alleine gestellt. Da die Hauptversorgungslinien – in diesem Fall die Hauptstraße – bereits zum Zeitpunkt des Kriegsendes geräumt waren, schien das Interesse der Besatzer nicht sehr groß zu sein, das Leben wieder in geregelten Bahnen zu sehen.

Wie wichtig jedoch auch die Seitenstraßen waren, insbesondere in einer Zeit, als die meisten noch mit Pferdewagen und Eseln unterwegs waren, zeigte die Tatsache, dass die Mühlen, aber auch die meisten Bäckereien allesamt abseits der Hauptstraße lagen. Und die Brotversorgung erschien aus der heutigen Sicht als zentral für das Überleben einer Bevölkerung.

Die Wichtigkeit der Brotversorgung brachte die damaligen Organisatoren dazu, jedes Korn, das sich auftreiben ließ, zu registrieren, sodass die Betrugsfälle eingeschränkt werden konnten. Dazu wurde entschieden, dass dem normalen Verbraucher, also einem Erwachsenen, eine bescheidene Brotration von zweihundert Gramm pro Woche zustand, solange, bis die Getreide- und Brotversorgung wieder ausreichend gesichert war. Dass zweihundert Gramm und einhundertfünfzig Gramm für Heranwachsende niemals für eine Woche ausreichen konnten, mag

verdeutlichen, wie hart die Zeiten waren. Denn andere Nahrung gab es auch nur in sehr restriktiven Mengen.

Aber nicht nur die Menschen, auch das Vieh hatte nur unter der Futterknappheit zu leiden. Obwohl es kaum noch lebendes Vieh gab, das gefüttert werden musste, wurden davon auch die meisten notgeschlachtet, da es noch weniger Sinn ergab, die Tiere elendig eingehen zu lassen. Auch wenn sie als Schlachtvieh kaum etwas anderes hergaben außer sehnigem Fleisch und Knochen, machten die Einwohner das Beste daraus und kochten vor allem Suppen und Eintöpfe aus dem, was sie sonst noch erhielten.

Dass es aber bei der ganzen Nahrungsmittelknappheit auch Lichtblicke gab, zeigt die Tatsache, dass alsbald schon eine Aufnahme von Herbergszimmer begonnen wurde, um die Region, die vor dem Krieg ein touristisches Ausflugsziel gewesen war, erneut in diese Lage zu bringen.

Gemeinsam mit den waldigen Hügeln, dem Wintersportgebiet, den Wandermöglichkeiten, und dem Faustpfand Nürburgring wollte man so schnell, wie es nur ging, zu diesem Tourismus als Einnahmequelle wieder zurückkehren. Denn trotz aller Not ging das Leben weiter, und schon bald, im zweiten Jahr nach Kriegsende, begannen die ersten Bemühungen Früchte zu tragen, und mit jedem zahlenden Gast verbesserte sich auch das Bild der kleinen Stadt, die sich wie viele anderen Städte in Europa, wieder von Grund auf neu erfand.

\*\*\*

»Irgendwann wurdest du ja achtzehn und damit volljährig!«, behauptete ich, da ich das Gespräch auf einen Umstand lenken wollte, den wir bisher fast komplett außer Acht gelassen hatten.

»Damals wurde man noch mit einundzwanzig volljährig!«, korrigierte mich mein Großvater.

»Oh! Das wusste ich nicht.«

»Ist ja auch nicht so wichtig!«

»Schon. Irgendwie zumindest!«

»Was willst du denn mit der Feststellung einleiten?«

»Eigentlich...«, begann ich stockend, denn aus irgendeinem seltsamen Grund hatte ich kurz den Faden verloren.

»Eigentlich was?«, fasste mein Großvater daher nach.

»Eigentlich wollte ich dich fragen, ob du überhaupt einen Schulabschluss gemacht hast. Und wie es mit der Ausbildung oder Lehre war. Wie du überhaupt in den Beruf gekommen bist und...«

»In Ordnung! In Ordnung!«, meinte mein Großvater abwehrend. »Das sind eindeutig genug Fragen!«

»Die alle zusammenhängen!«

»Natürlich hängen die zusammen. Aber ich würde einfach vorne beginnen wollen – dann kann ich dir sicherlich alle beantworten!«

»Von mir aus! Also, was war mit dem Schulabschluss!«

»Ich habe keinen!«

»Wie?! Du hast keinen Schulabschluss?«

»Nein!« Ich schaute meinen Großvater verwundert an. »Das wundert dich? Viele hatten damals keinen Abschluss. Manche haben ihn zwar noch nachgemacht, aber viele sind einfach in die Berufe gegangen, ohne dass sie nach einem Abschluss gefragt worden zu sein.«

»Das wusste ich bisher gar nicht! Warum hast du mir so was nie erzählt?«

»Wäre es denn wichtig für dich gewesen?«, wollte er wissen, ohne dass ich gleich eine Antwort darauf fand.

»Eigentlich nicht«, meinte ich nach einer kurzen Pause. »Aber irgendwie ist es schon seltsam!«

»Was ist daran seltsam?«

»Dass du es eigentlich immer warst, der mir gesagt hat, dass ein guter Abschluss das A und O eines erfolgreichen Lebens ist!«

»Und?! Das ist doch die Wahrheit!«

»Aber du hast doch kein schlechtes Leben gehabt! Und das ohne Abschluss!«, behauptete ich.

»Kein schlechtes Leben – das ist richtig! Aber ich musste auch immer hart für das Brot arbeiten, das auf unserem Tisch stand! Außerdem haben sich die Zeiten auch geändert! Heutzutage kann man ohne Abschluss kaum noch etwas erreichen! Deswegen habe ich dich immer daran zu erinnern versucht, dass du am Ende einen guten Abschluss machst! Das war keine Schikane, wenn du das meinst!«

»Das will ich gar nicht sagen! Aber es ist dennoch seltsam! Fühlt sich jedenfalls so an!«

»Daran werde ich wohl nichts ändern können! Aber wenn du heute darüber nachdenkst, warum du jetzt hier stehen kannst, mit einem guten Job und Einkommen, dann kann ich für mich behaupten, dass wir nicht allzu viel falsch gemacht haben können!«

»Nicht wirklich!«, erwiderte ich und mir huschte ein Lächeln über das Gesicht. »Was hast du denn nach dem Krieg für eine Arbeit gehabt?«

»Durchgeschlagen habe ich mit allem, was Geld brachte. Ich hatte ja auch noch die Landwirtschaft zu Hause, die wir erst einmal wieder in Gang bringen mussten. Denn mein Vater kam erst neunzehnhundertfünfzig aus der Gefangenschaft zurück. Aber es war schon bald absehbar, dass das nicht reichen würde, und so habe ich angefangen, mich nach einer Arbeit umzuschauen. Und als sich dann die Möglichkeit ergab, beim neu geschaffenen Kulturamt unterzukommen, habe ich dort angefangen.«

»Stimmt! Das weiß ich noch, dass du davon mal erzählt hast! Du bist Lastwagen gefahren, nicht wahr?!«

»Am Anfang noch nicht. Aber sobald wir Lastwagen hatten, durfte ich auch die fahren. Am Anfang sogar ohne Führerschein. Den haben wir erst nachher gemacht.«

»Und was waren da eure Aufgaben?«

»Im Grunde waren wir für alles zuständig, das mit dem Flurbau zu tun hatte. Wir haben Flächen gerodet, haben Straßen gebaut, haben Gebiete neu aufgeteilt, getrennt, zusammengelegt, Bachläufe verändert. Dazu Flurbereinigung, Abbau von Steinen, Lehm und anderen Baustoffen – Granit, Basalt, und was noch so alles in der Gegend abzubauen ist.«

»Ihr wart also so etwas wie das Straßenbauamt heute?!«

»Auch das waren wir. Damals gab es noch keine klare Trennung. Vor allem gab es kaum private Bauunternehmen. Die meisten Bausachen wurden vom Land oder vom Kreis durchgeführt. Deswegen waren wir im Grunde Straßenbauamt, Hochbau, Tiefbau, Abbau, und haben alles gemacht, was gerade anfiel. Das war schon eine interessante Zeit. Beinahe jeden Tag hatten wir eine andere Aufgabe! Ach ja – und um die Wasserversorgung haben wir uns natürlich auch gekümmert! Die beiden Wasserspeicher in der Nähe der Stadt haben wir gebaut. Die sind zwar später noch mal modernisiert worden, aber die Grundmauern sind noch von uns!«

»Habt ihr irgendwas nicht gemacht?«, wollte ich wissen.

»An die Hochspannung haben wir uns nie getraut. Dafür kamen andere! Die konnten besser steigen und wussten, wie sie mit der Spannung umzugehen hatten. Aber das war auch nicht wie heute, wo überall die Strommasten standen. Das war noch viel kleinteiliger! Die meisten stochten damals noch mit Holz und machten mit Kerzen Licht, wenn es dunkel wurde. Ich müsste lügen, aber ich bin mir sicher, dass das Haus, das ich gebaut habe, das erste in unserer Familie war, das mit einer eigenen Stromanbindung am Netz war. Richtig! Das Haus meiner Eltern wurde erst zwei Jahre später ans Netz angeschlossen! Und das Haus der Schwiegereltern noch viel später!«

\*\*\*

Mein Großvater profitierte von der Aufwärtsbewegung der Zeit, die für einiges entschädigte, was vorher zerstört worden war. Aber nicht alles lief so reibungslos wie die Suche nach einer Arbeit, für die es kaum mehr als ein kurzes Gespräch bedurfte. Damals war die Welt um einiges unkomplizierter. So erschien es zumindest meinem Großvater – und das, obwohl er gerade aus einer Kriegszeit kam und vieles um ihn herum in Trümmern lag.

Da das Nachbarhaus zerbombt war und niemand Interesse zeigte, den Schotter- und Geröllhaufen abzutragen, kümmerte sich auch niemand um das Grundstück und um die angrenzende Scheune.

Die Überlebenden der Familie, die dort und in dem nächsten Haus vor dem Krieg zu neunt gewohnt hatte, waren nach und nach fortgezogen und zum Schluss verschwand auch der letzte der Familie aus der Stadt.

Doch wo sich niemand um ein Haus und eine Scheune kümmerte, bestand immer die Gefahr, dass auch niemand einen Schaden oder einen Brand entdeckte. Und so kam es, dass mein Großvater in einer Nacht plötzlich von der Sirene geweckt wurde, mit der zuvor der Fliegeralarm geläutet worden war, und instinktiv sprang er aus dem Bett, um sich für die Flucht in den angrenzenden Wald anzuziehen. Als ihm dann aber in den Kopf kam, dass der Krieg vorbei war und er den Geruch von Rauch in der Nase hatte, wurde ihm klar, dass die Sirene einen anderen Grund haben musste.

Da sein Fenster in die andere Richtung zu einem Bachlauf hinausging, zog er sich ein paar Sachen über und rannte nach draußen. Dort standen schon seine Mutter und einige Nachbarn und blickten gebannt auf den brennenden Dachstuhl der angrenzenden Scheune. Die große Angst lag darin, dass der Brand auf die eigene Scheune und mitunter auf das eigene Haus übergreifen könnte, und als mein Großvater aus seiner Lethargie erwachte, rückte auch bereits die Feuerwehr an und versuchte die Lage unter Kontrolle zu bekommen. Doch so leicht war das gar nicht, und schon bald entschied man sich, die intakte Scheune zu schützen, während man die andere abbrennen ließ. Dabei achtete die Feuerwehr darauf, dass nichts in der Umgebung Feuer fing. Beinahe wäre dieses Vorgehen zu einem Problem geworden, als plötzlich eine Böe aufkam, die das Feuer weiter anfachte und heftige Funken schlagen ließ.

In dieser Nacht erkannte mein Großvater, wie wichtig es für eine Stadt war, eine funktionierende Feuerwehr zu haben, und so entschied er sich am nächsten Morgen, als die Gefahr gebannt war, dass er ihr beitreten werde. Seine Mutter wollte zwar noch widersprechen, doch die Entscheidung war gefasst. So wurde er in die Feuerwehr aufgenommen und blieb in dieser bis ins hohe Alter, ehe er vor einigen Jahren in den Stand des Ehrenmitglieds aufstieg, da sein Körper den Anforderungen der Einsätze nicht mehr gerecht werden konnte.

Aber nicht nur diese Entscheidung, in die Feuerwehr einzutreten, traf er nun selbst, sondern auch, was er mit dem eigenen verdienten Geld anfang. Einen Teil lieferte er bei seiner Mutter als Kostgänger ab, doch schon mit dem vierten Monatslohn – das wusste er noch, als wäre es gestern gewesen – zog er los und kaufte sich ein Moped.

Er hatte sich schon länger mit den verschiedenen Modellen beschäftigt und schwankte zwischen der NSU Fox und der Kreidler K50. Während die NSU Maschine deutlich günstiger war, erschien ihm die Kreidler auf dem neuesten Stand der Technik und weitaus robuster als die NSU Maschine. Am Ende entschied nicht sein Wunsch, sondern das verfügbare Geld im Portemonnaie, und so zog er aus und kaufte eine gebrauchte Maschine, eine Victoria KR35 Sport. Das Moped hatte

bereits den Krieg auf dem Buckel, schien aber noch in einem guten Zustand. Er kaufte der Besitzerin das Moped ab, da sie nach dem Verlust ihres Mannes keine Verwendung mehr dafür sah, und mein Großvater fuhr mit stolz geschwellter Brust nach Hause zurück, um die Maschine, die die letzten Jahre in einer Scheune verbracht hatte, auf Hochglanz zu polieren.

Ab diesem Tag war mein Großvater überall mit dieser Maschine zu sehen; er fuhr zur Arbeit, machte Ausflüge, fuhr damit auf Kirmes oder zu anderen Festen, besuchte Arbeitskollegen, Verwandte oder Bekannte, und vergrößerte mit dieser kleinen Maschine seinen Bewegungshorizont um ein Vielfaches.

Da die Straßen neben den Hauptverkehrswegen kaum mehr als matschige Wege waren, die nur im Sommer oder bei Frost gut zu befahren waren, war er äußerst zufrieden mit dieser robusten Maschine, die ihn zudem nicht den letzten Heller gekostet hatte.

Bereits in diesen Jahren verspürte man das Anziehen des Tourismus in der Eifel. An den Wochenenden kam es an sonnigen Tagen vor, dass die Hauptstraßen von Wagen- und Motorradkolonnen belagert waren, die alle zur Erholung aufs nahe Land oder zu den Attraktionen des Nürburgrings kommen wollten.

In den folgenden Sommern fuhr er viel mit dem Moped in der Gegend herum und bekam, auch durch seine Arbeit, am eigenen Leibe mit, wie sich die Region von der Last des Krieges befreite. Es dauerte, denn vieles war zerstört oder weit davon entfernt, als normal zu gelten, doch so wie man meint, im späten Frühjahr das Gras wachsen sehen zu können, so glaubte sich mein Großvater daran erinnern zu können, wie die Eifel aus diesem dunklen Kapitel zurückkam und es abstreifte.

\*\*\*

»Ein anderes dunkles Kapitel war die Rückkehr meines Vaters aus dem Krieg«, sagte mein Großvater mit einem Mal etwas überraschend.

»Stimmt! Darüber haben wir ja noch gar nicht gesprochen!«, gab ich zurück und fragte mich, warum ich das bisher noch nicht thematisiert hatte, obwohl es doch so offensichtlich auf der Hand lag.

»Wie war er denn, als er zurückkehrte?«

»Eingeschüchtert! Ich meine, er hat nie viel geredet. Dafür war er einfach nicht der Typ. Aber ihn hatte vorher auch nichts so recht beeindrucken können. Doch nach dem Krieg war er zwar äußerlich fast unversehrt, denn er hatte nur ein paar kleine Splitter abbekommen und konnte den kleinen Finger an der linken Hand nicht mehr normal benutzen, aber in seinem Innern muss der Krieg seine Welt aus den Angeln gehoben haben!«

»Wie machte sich das bemerkbar?«

»Wie gesagt – gesprochen hat er vorher auch nicht. Aber wenn er es tat, waren seine Worte voller Selbstverständlichkeit!«

»Was meinst du denn mit Selbstverständlichkeit? So was wie Selbstbewusstsein?«

»Nein, nicht ganz. Mit Selbstverständlichkeit meine ich, dass er wusste, was er an dem Tag tun musste, damit wir gut leben konnten. Es gab nur selten Diskussionen darüber, was wann wie und von wem getan werden musste. Und niemals beschwerte er sich über irgendeine Arbeit, die er machen musste. Ihm war alles recht, als würde alles selbstverständlich zum Leben dazugehören. So führte er übrigens auch unser ganzes Leben. Es war einfach klar, was anstand, und ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir bis zum Krieg überhaupt eine Situation erlebt haben, in der es einmal nicht funktionierte.«

»Was soll denn nicht funktioniert haben?!«, wollte ich wissen.

»Nichts! Denn es hat ja alles funktioniert!«, sagte mein Großvater mit einem Tonfall, als würde er mich dafür schelten wollen, dass ich nicht zuhöre.

»Das meine ich nicht!«

»Was dann?«

»Dass alles funktioniert hat, ist mir schon klar! Aber was meinst du denn mit alles? Oder anders: was alles hat denn funktioniert?«

»Einfach alles wäre jetzt eine merkwürdige Antwort!«, erwiderte mein Großvater und musste über sein eigenes Wortspiel heftig lachen. Ich ließ ihn und wartete darauf, dass er wieder ernst wurde.

»Gut! Ich habe verstanden, dass meine Frage witzig war! Aber wenn du sagst, dass alles funktioniert hat – was hätte denn schiefgehen können?«

»Nichts!«, kam es zurück, und ich merkte, dass es wohl nichts brachte, über dieses Thema weiterzusprechen. Doch dann geschah es, dass er plötzlich wieder ernst wurde und von alleine die Frage ernsthaft zu beantworten versuchte. »Es war beeindruckend, dass er nie vergaß, zur rechten Zeit ein Feld umzugraben oder auszusäen. Er ging immer an dem richtigen Tag in den Wald, machte an den richtigen Tagen das Heu. Während andere über ihn lachten, dass er früh das Heu machte, lachte mein Vater, wenn die anderen in Panik versuchten, das Heu vor dem aufziehenden Regen reinzuholen. Alles wirkte wie geplant, obwohl die Natur nicht vollständig planbar ist. Aber irgendwie hatte er ein Händchen dafür, das Wetter und die Umstände richtig zu lesen, um zur richtigen Zeit das richtige zu tun.«

»Und diese Fähigkeit hat er im Krieg verloren?«, kombinierte ich.

»Zum Teil. Die Fähigkeit, nichts zu vergessen, kein Feld, kein Acker, kein Wald, keine Aussaat, keine Ernte – die behielt er weiterhin. Aber die Fähigkeit, immer die richtige Zeit abzapassen, um etwas zu tun, die schien er auf dem Schlachtfeld zurückgelassen zu haben. Manchmal sagte er, dass

er sein Leben nur aufgrund dieser Fähigkeit unbeschadet behalten habe, aber dafür seine Fähigkeit als Pfand zurücklassen musste.«

»Wann kehrte denn dein Vater zurück?«

»Anfang August fünfzig. Entweder der vierte oder der fünfte August. Ich erinnere mich noch daran, dass es ein Mittwoch war, und er ohne Vorankündigung nach Hause kam, als ich gerade auf der Arbeit war.«

»Wie hat deine Mutter reagiert?«

»Sehr gefasst – sagte sie. Sie wusste immer, dass er zurückkehren würde, obwohl er bei den Russen im Kriegsgefangenenlager interniert war!«

»Wie sah er aus?«

»Du meinst, ob er völlig abgemagert war?«

»Ja! Unter anderem.«

»Nein, eigentlich nicht. Aber er hatte auch Glück gehabt! Weil die Russen herausfanden, dass er ein gutes Händchen für Pflanzen hatte, musste er im Gemüsebeet des Lagers arbeiten und konnte sich so etwas besser versorgen als die anderen.«

»Und die anderen?«

»Wen meinst du mit den anderen?«

»Wie haben deine Geschwister auf die Rückkehr reagiert?«

»Die Mädchen waren erst einmal eine lange Zeit eingeschüchtert. Unser Vater hatte uns verlassen, da waren die beiden noch sehr jung. Und jetzt kam er aus dem Krieg zurück und war noch schwieriger als zuvor. Er hatte nun mal kein einladendes Wesen, sodass sich alle gleich heimelig mit ihm fühlten. Ich bin mir sicher, dass die beiden sich mit ihm bis zu seinem Tod nicht angefreundet haben. Klar, er war ihr Vater und das akzeptierten sie auch, aber es war dennoch eine merkwürdige Lage.«

»Wie hat dein Bruder darauf reagiert?«

»Am Anfang war auch er sehr unsicher. Doch dann wurde er mehr und mehr zu dem, was ich vor dem Krieg war. Während ich auf der Arbeit war, begleitete Peter ihn überall hin – aufs Feld, in die Wälder, auf die Äcker, zum Vieh. Deswegen ist er vielleicht auch so schweigsam und ernst wie unser Vater geworden!«

»War er denn vorher anders?«

»Nein, eigentlich nicht! Er sieht auch wie sein Ebenbild aus. Da wäre es schwer geworden, wenn er geleugnet hätte, der Vater zu sein!«

»Und welche Beziehung hattest du zu deinem Vater nach dem Krieg?«, fragte ich nach einer kurzen Pause, in der ich mich fragte, ob ich diese Frage überhaupt stellen wollte.

»Unsere Beziehung war in Ordnung. Es war nicht mehr so wie vor dem Krieg, aber alles in allem in Ordnung. Zum einen war er stolz auf mich, dass ich mich als Mann um die Versorgung der Familie gekümmert hatte, aber er war jetzt nicht der Vater, der das einem klar sagte.«

»Er war dankbar, konnte es dir aber nicht zeigen?«

»So was in der Art. Ich denke schon, dass er es mir Tag für Tag gezeigt hat. Aber auf seine Art.«

»Was war denn seine Art?«

»Mich zu respektieren. Als einen, der neben ihm, auf gleicher Augenhöhe steht. Nicht wie ein Sohn, sondern wie ein Mann, der was geleistet hat. Der was hinter sich gebracht hat. Er an der Front, ich bei der Familie. Das war seine Art, mir seinen Stolz zu zeigen!«

\*\*\*

Das Bemühen um die Touristen, die an den Sonntagen in die Eifel zum Wandern oder zum Schauen von Rennfahrern kommen sollten, trug schnell Früchte. Der erste Höhepunkt dieser Entwicklung war die Austragung des Großen Preises von Deutschland im Jahr einundfünfzig auf dem Nürburgring.

In dieser Zeit strömten so viele Menschen in die kleine Stadt, dass die Eltern meines Großvaters mehrere Gäste aufnahmen, die allesamt gut zahlten. Vor allem auch deswegen, weil die Wirtin des Hauses mit einem herzhaften Bauernfrühstück aufwartete. Meine Urgroßmutter war zu einer Gastgeberin geworden, die Zimmer an Touristen vermietete. Das sollte sie auch ihr Leben lang beibehalten, und schon wenige Jahre später waren die Einnahmen aus der Beherbergung ein wichtiger Teil der Familienkasse.

Obwohl mein Großvater keine sonderliche Beziehung zum Ring besaß, fieberte er diesem Rennen stärker als jeder andere aus der Familie entgegen. Als vor der Saison verkündet wurde, dass auf dem Nürburgring der Große Preis von Deutschland ausgetragen würde, hatte er kein Rennen im Radio verpasst. Dabei hatte er sich genau die Namen, die Teams und die Startnummern eingepägt. Als wäre das Rennen gestern gewesen, konnte mein Großvater noch alle Nummern auswendig aufsagen. Die einundsiebzig von Alberto Ascari war ihm noch genauso geläufig wie die fünfundsiebzig von Juan Manuel Fangio oder die achtundsiebzig des einzigen deutschen Starters, Paul Pietsch, der das Rennen aufgrund eines Unfalls in der elften Runde nicht beenden sollte.

Zu Tausenden strömten die Menschenmassen an den Nürburgring, belagerten ihn regelrecht, und verwandelten das sonst so beschauliche Tal in einen Hexenkessel. Auch mein Großvater war an diesem Wochenende dauernd an der Strecke, aber nicht nur, weil er ein interessierter Zuschauer war, nein, er leistete seinen Dienst als Feuerwehrmann und achtete im Rennabschnitt Bergwerk

darauf, dass keiner der Fahrer bei diesen hohen Geschwindigkeiten die Kontrolle verlor und in Flammen aufging.

Im extra für die Streckenposten und Feuerwehrleute errichteten Streckenhäuschen übernahm er auch Wachdienste, indem er dafür sorgte, dass keiner der Zuschauer auf die Strecke lief. So harrten die wartenden Zuschauer dem ersten Dröhnen der Motoren entgegen, und als sie das erste Mal hinunter ins Tal donnerten, um gleich danach wieder den Berg hochzurasen, spürte mein Großvater die freudige Anspannung: dort kamen sie, hintereinander aufgereiht, aber schon mit einem leichten Abstand, Ascari, Fangio, González, Farina, und wie sie alle hießen.

Als auch der letzte der zweiundzwanzig Starter an ihnen vorbei war, entspannte sich mein Großvater ein wenig, gut wissend, dass die Meute in gut zehn Minuten erneut an ihm vorbeidonnern würde. Denn an diesem Wochenende hatte Alberto Ascari das erste Mal auf der Nordschleife einen Wagen in unter zehn Minuten über den Kurs gelenkt; im Rennen sollte es ihm Juan Manuel Fangio gleich tun.

Das Rennen war auf insgesamt zwanzig mörderische Runden mit über vierhundertfünfzig Kilometern angesetzt, und mit jeder Umfahrt schienen es weniger zu werden, die noch im Rennen waren. Zudem machte das Wetter den Fahrern zu schaffen, da die Sonne drückender und drückender wurde. Am Ende des Rennens kamen elf Autos ins Ziel, während die anderen mit unterschiedlichen Gründen auf der Strecke liegen geblieben waren.

Am Bergwerk erlebte mein Großvater eine ruhige Rennzeit, die knappe dreieinhalb Stunden andauerte. Somit konnte er selbst das Rennen genießen und den Kombattanten zuschauen, wie sie ihr Leben riskierten, zur Freude der vielen Angereisten. Dieser Große Preis von Deutschland war ein riesiger Erfolg, nicht nur die Stadt, sondern auch für die gesamte Region, die fortan sehr stark von dieser einmaligen Rennstrecke profitieren sollte, die einige Jahre später von Jackie Stewart den Spitznamen Grüne Hölle erhielt.

Den Namen Grüne Hölle hätte der Region auch in der Zeit der Bombardierung und der Flucht in die Wälder gut gestanden, meinte mein Großvater, war aber mit seinen Gedanken stärker beim Großen Preis als beim Krieg. Ich spürte, dass er sich auch in diesen Gesprächen erneut durch diese schwere Zeit durchgekämpft hatte. So, wie er schon immer gewesen war und immer noch ist: ein Kämpfer, den kaum etwas aus der Bahn werfen kann.

\*\*\*

»Ich hatte immer gedacht, dass meinen Großvater nichts aus der Bahn werfen könnte!«, behauptete ich gegenüber meiner Großmutter und sah ihr mildes Lächeln.

»Ihn konnte auch kaum etwas aus der Bahn werfen. Das stimmt schon!«, gab sie zurück. »Außer, als wir uns kennenlernten – da war plötzlich alles anders!«

»Wie muss ich das verstehen, dass plötzlich alles anders war?«

»Nun ja! Ich kannte ihn schon von vorher. Aber nicht, dass wir uns was dabei dachten. Doch dann kam er eines Tages auf einer Kirmes zu mir, schlich sich fast an mich heran und zitterte wie Espenlaub, als er mich fragte, ob ich mit ihm tanzen möchte«, erzählte sie und hatte weiterhin das Lächeln auf den Lippen.

»Und du hast natürlich Ja gesagt, nicht wahr?«

»Nein, das habe ich nicht!«

»Wie?! Du hast ihn abblitzen lassen?«

»Nein, auf keinen Fall!«

»Was?! Das verstehe ich jetzt gar nicht! Mein Großvater holt sich einen Korb bei dir, und das war kein Abblitzen?«

»Nein! Das war damals ein bisschen anders! Da konnte man nicht einfach ein Mädchen zum Tanzen auffordern! Und schon gar nicht vor den Augen der ganzen Stadt, die auf der Kirmes versammelt war.«

»Du meinst also, dass das schon einem Heiratsantrag gleichzusetzen war, wenn alle sahen, dass ihr miteinander tanzt, obwohl ihr nicht zusammen gehört?«

»Zwar nicht gleich ein Heiratsantrag, aber es ging schon in diese Richtung. Deswegen musste ich seine Frage ablehnen – auch wenn ich sie gerne angenommen hätte!«, meinte sie mit einem verschmitzten Gesichtsausdruck.

»Das war im Sommer dreiundfünfzig?«

»Die Kirmes war zweiundfünfzig. Wir haben es dann so gemacht, dass er öfters bei uns vorbeikam, weil wir etwas abseits wohnten – da war die Gefahr nicht so groß, dass entdeckt wurde, wie er sein Moped auf dem Waldweg hinter dem Haus abstellte.«

»Ihr habt also so was wie eine heimliche Liebe geführt?«

»So heimlich war sie dann auch nicht. Meine Eltern kannten ihn ja und waren auch damit einverstanden, wenn wir heiraten wollten. Also ließen sie uns einfach machen.«

»Dann habt ihr euch erst so richtig ein knappes Jahr gekannt, als ihr geheiratet habt? Das ist schon reichlich wenig Zeit, einen Menschen kennen zu lernen, mit dem man sein ganzes Leben verbringen wird.«

»Na ja! Ein Jahr war damals eine halbe Ewigkeit! Die meisten waren weniger als sechs Monate liiert – da war die Heirat schon durch. Ein Jahr war eher die Ausnahme!«

»Heute ist ein Jahr die Ausnahme, aber genau anders herum«, stellte ich fest und konnte es mir kaum vorstellen, mit einer meiner beiden Freundinnen heute verheiratet zu sein, mit denen ich länger als ein Jahr zusammen gewesen war.

»So schnell ändern sich die Zeiten! Aber nimm mal zum Beispiel deine Eltern! Die kannten sich auch nur ein paar Monate, ehe dein Vater um die Hand deiner Mutter angehalten hat!«

»Stimmt!«

»Das einzige, was sich da geändert hat, ist die Tatsache, dass es nicht mehr verboten war, dass die beiden schon zusammenlebten, bevor sie sich das Ja-Wort gaben. Das wäre zu unserer Zeit ganz unmöglich gewesen. Da durften wir erst zusammenziehen, wenn wir verheiratet waren. Da wurde sehr stark drauf geachtet!«

»Du sagtest eben, dass ihr euch zweiundfünfzig so richtig kennengelernt habt, und dass mein Großvater oft zu euch kam, mit dem Moped hinter dem Haus, auf dem Feldweg. Wie war er denn damals so?«

»Groß. Schlank. Unsicher.«

»Unsicher? Weil er nicht wusste, wie er mit Frauen umgehen sollte?«

»Wahrscheinlich! Ich meine, Josef war kein Draufgänger, wie es viele andere in seinem Alter waren. Man merkte ihm schon an, dass er schon viel mitgemacht hatte. Auch er war, wie ich, der Älteste der Geschwister und trug damit eine ganz andere Verantwortung für die Familie, als der Vater in den Krieg zog.«

»Dein Vater kam auch zurück?«

»Ein Jahr früher als seiner. Aber er war genauso geschockt. Auch wenn er ein ganz anderer Mensch vor dem Krieg gewesen war – als die beiden zurückkamen, waren sie sich sehr ähnlich.«

»Ihr hattet also vergleichbare Situationen erlebt!«, schlussfolgerte ich. »War das am Anfang das Verbindende zwischen euch?«

»Ich denke schon, ja. Wir konnten uns einfach normal über die Sachen unterhalten, die vorgefallen waren, und kannten beide dieselben Situationen: dass einer der Geschwister Hunger hatte und man selbst mehr abgab; dass irgendwer krank war und man sich um sie oder ihn kümmerte; dass man sich dauernd die Frage stellte, wo man noch mehr Essen herholen konnte – und vieles mehr. Daher wusste ich, dass er der Richtige für mich war, weil er wusste, was es bedeutete, sich für eine Familie in den Hintergrund zu stellen, damit sie besser leben kann. Weißt du, wir wären gerne unbeschwert und frei gewesen, aber das Schicksal meinte es anders mit uns. Das hat uns zusammenschweiß!«  
Ich ließ meine Großmutter für einige Momente mit ihren Gedanken und Erinnerungen alleine, weil ich spürte, dass sie diese gerade intensiv durchlebte. Als sie wieder aus ihnen aufblickte, wollte ich noch eines wissen.

»Hättet ihr auch geheiratet, wenn der Krieg nicht gewesen wäre?«, fragte ich und sah einen echten Ausdruck von Verwunderung auf dem Gesicht meiner Großmutter.

»Ich glaube, diese Frage habe ich mir noch nie gestellt!«, sagte sie und zuckte kurz darauf mit den Schultern. »Warum auch!? Die Zeit ist, wie sie ist. Das Leben ist, wie es ist. Und es war gut zu uns beiden. Warum also sollte ich mir diese Frage jemals gestellt haben?«

\*\*\*

Wie nähert man sich einem Menschen, den man gut zu kennen glaubt, der aber eine Geschichte besitzt, die ihn geprägt hat, über die wir aber nie intensiv gesprochen haben? Bin ich ihm heute näher durch meine Gespräche? Ich vermute es, aber vor allem verstehe ich mich und meine Ansichten zum Krieg und zu der Zeit vorher und nachher besser. Vielleicht ist das weniger als ich erwartet habe, aber vielleicht auch mehr, als ursprünglich für mich drin war?! Wer weiß das schon so genau...